



KK

KURATORIUMS-KURIER 23 Frühjahr 2021



**Kuratorium zur Förderung
historischer
Waffensammlungen e.V.**

Ulmer Straße 32 | 89171 Illerkirchberg | Telefon 07346 5213 | Fax 07346 919560
info@waffensammler-kuratorium.de | www.waffensammler-kuratorium.de

Kuratorium zur Förderung historischer Waffensammlungen e.V.

Inhalt:	Titelseite: Peter Meihs mit seiner Magnum Jagd-Büchse
	Seite 1: Magnum Jagd-Büchse aus alten Zeiten
	Seite 3: Vorderladerwaffen mit aufeinandergesetzter Ladung
	Seite 5: Eine Henoul-Pistole für die preußische Kavallerie
	Seite 9: Eine preußische Husarenpistole M 1742 aus dem 7. Husarenregiment
	Seite 15: Edward North, London – ein kaum bekannter Meister
	Seite 18: Oscar Lade – ein Waffenkonstrukteur aus dem Rheingau
	Seite 22: Aus dem Feuer – ein württembergischer Sponton aus der Zeit Carl Eugens
	Seite 27: Vom Böllern
	Seite 31: Ergänzung/Berichtigung
	Seite 32: Neuerscheinung/Buchvorstellung

Hinweis: Auf der Internetseite des Kuratoriums zur Förderung historischer Waffensammlungen e. V. **finden Sie nicht nur umfangreiche Informationen** zu unserer Arbeit, sondern auch zu waffenrechtlichen Bestimmungen, Suchanfragen, Verkaufsangebote und vieles mehr; schauen Sie doch einfach mal rein.

© Kuratorium zur Förderung historischer Waffensammlungen e. V.
Singhofen 2020

Alle Rechte vorbehalten

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Fotografie, Mikrofilm oder ein ähnliches Verfahren) ohne die schriftliche Genehmigung des Herausgebers reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt, fotografiert oder verbreitet werden.

IMPRESSUM

Herausgeber: Kuratorium zur Förderung historischer Waffensammlungen e. V.
(Jahresbeitrag 15,00 €, einschließlich des im Jahr zweimal erscheinenden KK)

Vorsitzender: H. P. Schmid, Ulmer Str. 32, 89171 Illerkirchberg
Tel.: 07346 9659890 - Mobil: 0173 5482633
e-mail: h.p.schmid@gmx.net

**Redaktion
und Gestaltung:** Horst Friedrich, Seelackerstraße 18, 56379 Singhofen
Tel.: 02604 1628
e-mail: fried.horst@web.de

Druck: Aartal Druck und Verlag GmbH, Diez

Unseren Sponsoren wieder recht herzlichen Dank für die freundliche Unterstützung!

Magnum Jagd-Büchse aus alten Zeiten

Text und Fotos: Peter Meihs



Hin und wieder trifft man in Sammlungen oder Museen Büchsen aus dem 19. Jh. an, die die Größe normaler Langwaffen deutlich übertreffen und doppelt so schwer sind wie übliche Jagd- oder Militärgewehre.

Derartige XXL-Büchsen, sog. *Papageien-Gewehre*, wurden für das Gilde-Vogelschießen eingesetzt, wenn sie über einen Haken unter dem Vorderschaft verfügten. Derselbe diente dazu, die Waffe auf einem Gerüst zu halten, wenn in die Höhe auf einen Holzvogel am Ende einer Fahnenstange geschossen wurde.

Ist ein solches Gewehr wenig oder gar nicht durch Gravuren und Schaftverschneidungen geschmückt, ordnet man es als Wallbüchse ein. Diese dienten im Festungskampf zum Angriff und der Verteidigung; dabei wurde auf Entfernungen von mehreren hundert Metern geschossen, um den Gegner zu beunruhigen.

Hier stelle ich ein Gewehr vor, das in keine der beiden Kategorien einzuordnen ist. Die Büchse ist eindeutig *zivil* und der erwähnte Haken unter dem Vorderschaft war nie vorhanden. Hergestellt hat diese Waffe der Büchsenmacher Johann Schäfer in Neckargemünd.

Die Beschläge sind aus Neusilber; die Riemenbügel fehlen.

Perkussionszündung mit Patentschwanzschraube, Standkimme und Stechschloss

Kaliber:	14,1/15,1 mm
Gesamtlänge:	1 370 mm
Laufänge:	97 mm
Züge:	8
Dralllänge:	1 100 mm
Gesamtgewicht:	6 930 g
Laufgewicht:	1 370 g
Schlüsselweite:	Pulverkammer 39 mm Mündungsbereich 35 mm

Zur Pirschjagd taugt die Büchse nicht – da kämen selbst sportliche Jäger aus der Puste. Es bleibt nur die Ansitzjagd übrig, der stabile Lauf erlaubte extra starke Ladungen und somit Schüsse auf große Entfernungen, nach dem Motto: *Viel hilft viel*.



▲
Wie die Beschläge sind auch die Herstellersignatur und die Umrankungen mit Neusilber ausgelegt.



◀ Die zweizeilige Herstellersignatur *JOH. SCHÄFER IN NECKARGEMÜND* befindet sich auch auf der Schlossplatte und ist, wie auch der Hahnschaft, reichlich mit floralen Mustern umgeben.

Wie alle Beschläge ist auch das Abzugsbügelblech aus Neusilber.



▲ Bemerkenswert ist, dass die beiden Gegenblechelemente, denen des preußischen Grenzaufsehergewehres Mod. 1852 entsprechen.

▶ Die Patentschwanzschraube; die Oberseite des Hahns ist in Form eines Fisches gearbeitet.



Ob aber die Anschaffung der sicherlich teuren Büchse dem Waidmann Erfolg gebracht hat? Es ist nur wenigen gegeben, auf Entfernungen über 150 m hinaus einen sicheren Schuss anzubringen. Wer heute eine Büchse im Kal. .300 Weatherby oder 8 x 68 S mit einem guten Zielfernrohr benutzt, hat noch lange keine Garantie, alles zu treffen, auf das er zielt. Ich habe in meiner langen Büchsenmacher-Praxis begnadete Schützen kennengelernt – aber wo Licht ist, ist auch Schatten und manch einer tut gut daran, trotz aller Spitzentechnik den Finger gerade zu lassen, wenn das Ziel weiter als 120 m entfernt ist.

Vorderladerwaffen mit aufeinandergesetzter Ladung

Text und Fotos: Hartmut Grathoff

Seit Erfindung der Feuerwaffen waren Büchsenmacher bemüht, deren Feuerkraft zu vergrößern. Das geschah z. B., durch Waffen mit zwei oder mehreren Läufen, einem drehbaren Laufbündel oder einem Block mit mehreren Bohrungen (siehe KK 22, Seiten 10 - 12) oder Revolvern mit einem feststehenden Lauf und einer drehbaren Trommel.

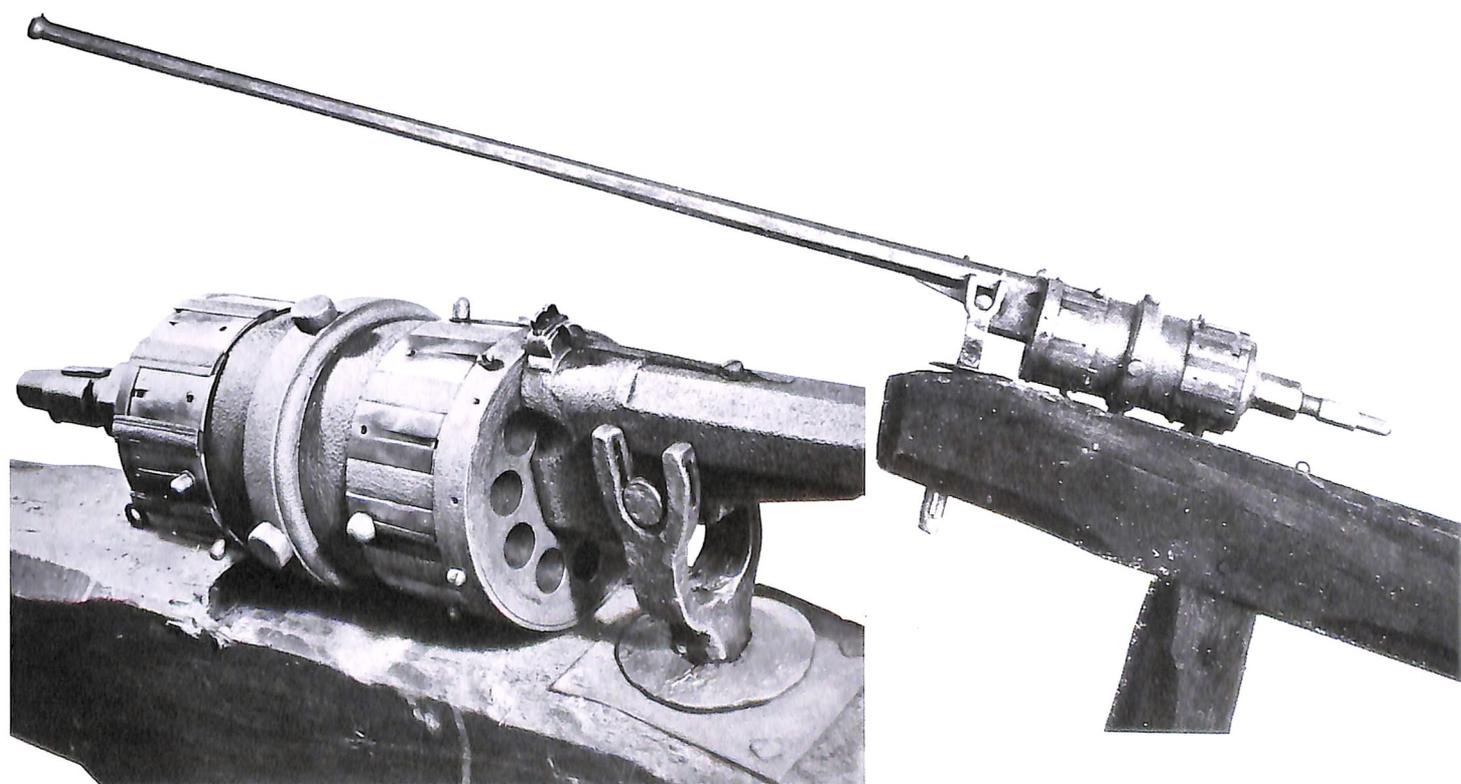
Eine weitere Methode, die weniger Verbreitung fand und über die nur wenig in der Literatur berichtet wurde, ist die aufeinandergesetzte Ladung. Dabei wird in den Lauf erst Pulver, dann ein Geschöß, dann wieder Pulver und ein weiteres Geschöß geladen. Die Waffe war mit Zündsystemen versehen, die erst die vordere Pulverladung zündete und danach die hintere. Es gab auch Waffen, bei denen mehr als nur zwei Ladungen möglich waren. Waffen mit diesem Prinzip aufeinander gesetzte Ladung gab es im Laufe von fünf Jahrhunderten mit allen Zündsystemen, also freie Lunte, Luntenschnapp-, Rad-, Schnapp-, Stein- und Perkussionsschloss bis hin zum Walchrevolver, der Revolvertrommel und aufeinandergesetzte Ladung vereint.

Die aufeinandergesetzte Ladung funktioniert, weil Schwarzpulver der hinteren Ladung sich nicht durch den Schlag der vorderen entzündet und weil der Schütze darauf geachtet hat, dass kein Zündfunke

am hinteren Geschoss vorbei brennen kann, z. B. durch ein Schusspflaster oder eine Verdämmung mit einem Filzpfropfen. Da bei alten Vorderladern die Rohrwandung gewöhnlich wesentlich kräftiger ist als für den Gasdruck erforderlich, geschieht in der Regel auch kein Unglück, wenn versehentlich eine hintere Ladung zuerst gezündet wurde und es blieb bei einem gehörigen Schrecken des Schützen.

Eine Abwandlung der hier beschriebenen Mehrschüssigkeit gab es auch: Hier wurden Geschosse mit pulvergefüllten Bohrungen verwendet, die wie Zündschnüre wirkten. Nur das vorderste Geschoss hatte gewöhnlich keine Bohrung. Wenn vom Schützen die vorderste Ladung gezündet wurde, verließ erst das vorderste Geschoss den Lauf und dann in kurzer Folge die anderen Geschosse, ohne dass der Schütze das noch beeinflussen konnte. Er hatte also eine frühe Form von MG oder MP.

In der Literatur gibt es zwar viele Beispiele, wo die aufeinandergesetzte Ladung erwähnt wird, aber eigentlich nur ein Werk, das sich ausschließlich und mit großem Fleiß und Sachverstand auf ca. 550 Seiten dieser Sache widmet: D. R. Baxter *Superimposed Load Firearms 1360 - 1860*. Dieses 1966 im Selbstverlag mit nur 500 Exemplaren erschienene Buch ist weitgehend unbekannt geblieben.



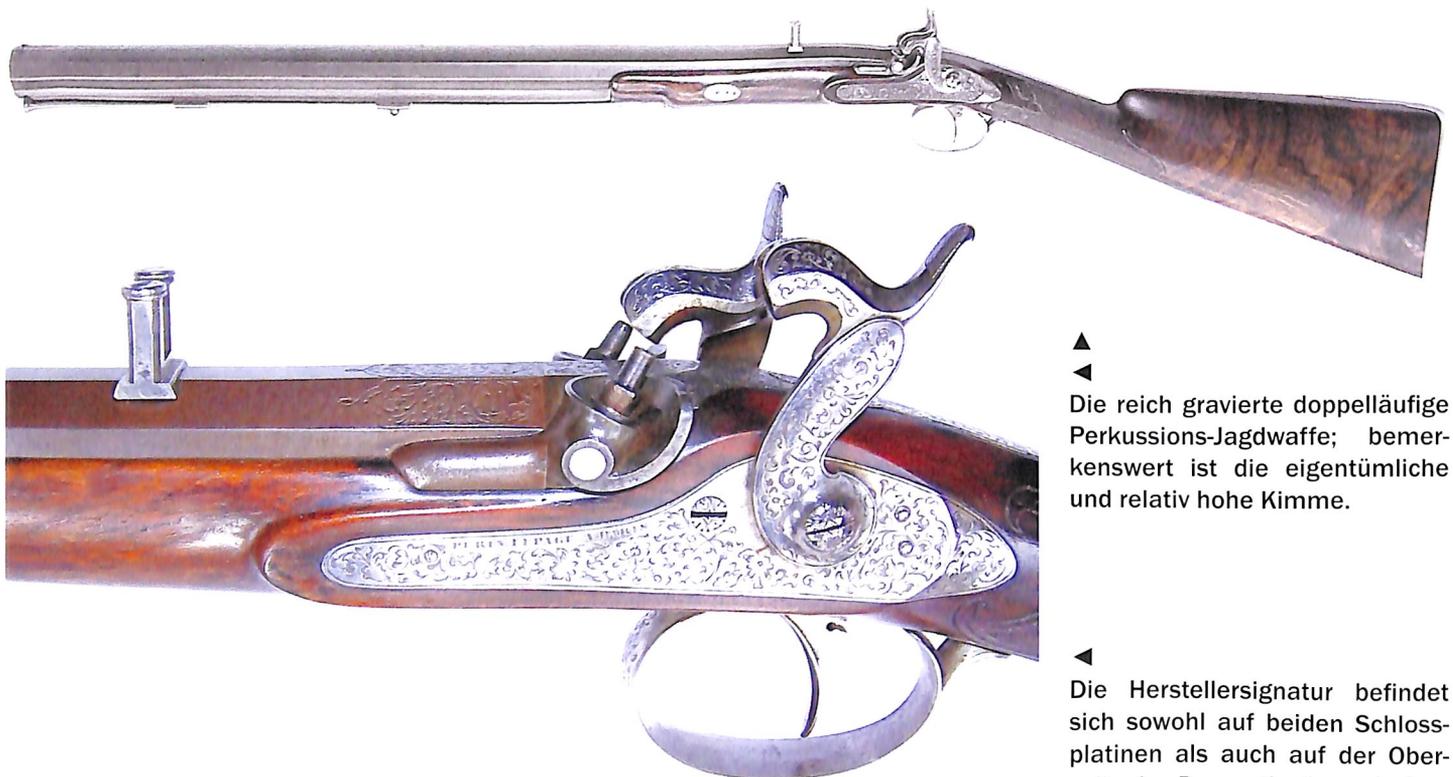
Ich will nun beispielhaft einige dieser Waffen beschreiben:

Ein sehr frühes Exemplar einer Waffe (siehe Abb. auf der Vorseite) für aufeinandergesetzte Ladungen befindet sich im Nürnberger Burgmuseum, einer Dependence des Germanischen Nationalmuseums. Es handelt sich um eine Revolver-Wallbüchse auf einem Bockgestell, gebaut Ende 16./Anfang 17. Jahrhundert. Im Buch von D. R. Baxter ist die Technik richtig beschrieben: Die Trommel weist zehn Kammern auf. Anhand der je Kammer zwei Schieber, die am Umfang der Trommel angeordnet sind und welche die Zündbohrungen abdecken oder freigeben, schließt Baxter, dass die Waffe mit 40 oder 50 Schuss geladen werden konnte. Mittels eines nicht mehr existierenden Luntenhalters oder einer freien Lunte konnte aus jeder der zehn Kammern,

nachdem der zugehörige Schieber nach hinten bewegt wurde, drei oder vier Geschosse abgefeuert werden, von denen das erste massiv war und die folgenden mit Axialbohrung versehen waren. Danach konnte jeweils ein nicht durchbohrtes Geschoss abgefeuert werden, wozu erst der hintere Schieber nach vorn bewegt werden musste.

Dr. Willers erwähnt in seiner Dissertation auf den Seiten 15 und 175, dass der Nürnberger Zeugherr Ulmann Stromer im Jahr 1503 fünfzehn Handbüchsen „... mit hintern und vorn schießen ...“ kaufte. Das müsste heute wohl übersetzt werden: „mit hintereinandergesetzter Ladung“.

Aus der Pariser Büchsenmacherfamilie Le Page sind mehrere berühmte Vertreter hervorgegangen, von denen sich einige königliche bzw. kaiserliche



▲
▲
Die reich gravierte doppelläufige Perkussions-Jagdwaffe; bemerkenswert ist die eigentümliche und relativ hohe Kimme.

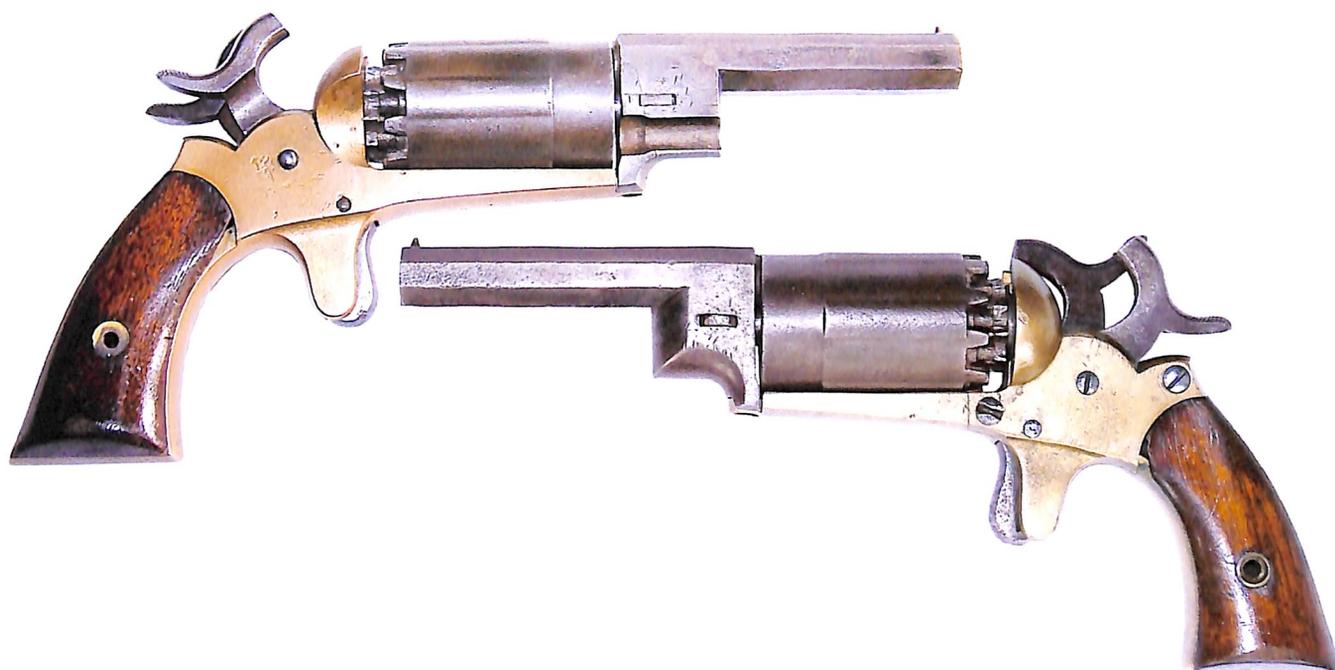
◀
Die Herstellersignatur befindet sich sowohl auf beiden Schlossplatten als auch auf der Oberseite des Damastlaufes zwischen Kimme und Korn.

Hofbüchsenmacher nennen durften. Die hier vorgestellte Jagdbüchse von Perrin-Le Page ist, wie man an den zwei rechts und links angeordneten Perkussionsschlössern erkennen kann, für zwei Schuss aus einem Lauf eingerichtet. Man spannt beide Hähne. Wenn man den Abzug betätigt, wird mit dem rechten Schloss die vordere Ladung abgefeuert und, wenn man noch einmal abdrückt, mit dem linken die hintere. Die Le Pages hatten ein Patent für eine Automatik, die dafür sorgte, dass beim ersten Abdrücken immer erst das rechte und beim zweiten Abdrücken immer das linke Schloss betätigt wurde. Vom rechten Piston führt ein Zündkanal zu der Stelle, wo sich die vordere Pulverladung befindet und vom linken Piston einer zur hinteren Pulverladung.

Ich habe einige Male auf dem Schießstand damit geschossen und es hat immer einwandfrei funktioniert. Manch ein Schützenkollege war erst einmal überrascht,



wenn aus dem einläufigen Vorderlader kurz hintereinander zwei Schüsse abgegeben wurden. Es handelte sich um eine großkalibrige Jagdwaffe und bei der Jagd auf wehrhaftes Wild, wie Bären oder Keiler, konnte es nicht schaden, wenn in der Büchse noch ein zweiter Schuss zur Verfügung stand. Aber eine andere Aufgabe dieses edlen Stücks war wohl, bei den anderen hochwohlgeborenen Jagdgästen Eindruck zu machen.



Als Samuel Colt seine ersten Erfolge mit Vorderlader-Revolvern feierte, versuchten die Erfinder und Fabrikanten J. P. Lindsay und John Walch ihm mit Revolvern Konkurrenz zu machen, die aus jeder Trommelkammer zwei Schuss abfeuern konnten (Abb. oben). Eine Reihe von 10- und 12-schüssigen Revolvern sind erhalten. Sie sind ähnlich handlich und gut gearbeitet wie die Colt-Revolver, aber sie sind bei weitem nicht so erfolgreich gewesen. Colt war wohl der gewiefere Geschäftsmann.

Literatur:

- Willers, J. K. W., Dissertation, Die Nürnberger Handfeuerwaffe bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts
- Baxter, D. R., Superimposed Load Firearms 1360 - 1860
- Schmitt, Günter, Der Perkussionsrevolver, S. 136 ff.
- Heer, Der Neue Stöckel, Band 2, S. 942, Le Page; Band 2, S. 1344, Walch

Eine Henoul-Pistole für die preußische Kavallerie

Text und Fotos: Jochen Gräwe

Das Kurfürstentum Brandenburg und das noch junge Königreich Preußen besaßen keine nennenswerten Fabrikationen für Handwaffen.

Man war daher auf Lieferungen aus Zella, Essen, Suhl oder Lüttich angewiesen. Aber der erhöhte Bedarf, verbunden mit dem Willen Friedrich Wilhelms I., auf Importe weitgehend zu verzichten und die Notwendigkeit der Vereinheitlichung der Bewaffnung führten letztendlich zur Errichtung einer eigenen Gewehrfabrik.

Die Entdeckung und eindeutige Identifizierung einer preußischen Pistole, die noch nicht in der 1722 gegründeten Manufaktur Potsdam-Spandau angefertigt wurde, stellt auch heute noch eine Besonderheit dar. Es lohnt sich daher, über eine Waffe, die aus dieser Epoche stammt erneut zu berichten und mit den wenigen bekannten Stücken zu vergleichen.

Es ist soweit bekannt, dass unter anderem der Fabri-

kant Henoul in Lüttich mindestens seit 1691 das kurbrandenburgische Heer mit Waffen ausstattete. Weitere Lieferungen sind für das Jahr 1705 unter König Friedrich I. nachweisbar.¹

Vor nunmehr 45 Jahren tauchte in den USA ein bis dahin unbekanntes Modell einer preußischen Kavalleriepistole auf.² Die Formgebung wie das Schlossgegenblech (Schlange), die runden Schaftverschneidungen, der eckige Nagel und vor allem das mit FWR für Friedrich Wilhelm I. gestochenen Daumenblech waren eindeutig Preußen zuzuschreiben. Lieferant war Henoul in Lüttich, dessen Schriftzug sehr dünn auf das Schlossblech gestochen worden war.

In Anlehnung an die frühen mustermäßig von Henoul für den preußischen Staat gefertigten Gewehre wurde diesem Modell die Bezeichnung *Pistole nach Muster von 1713* gegeben, um überhaupt eine allgemeingültige Ansprache zu ermöglichen. Eine Bestätigung oder Kor-



▲
Beidseitige Ansicht der Pistole aus Privatbesitz

rektur dieser Datierung ist seitdem nicht notwendig und wohl auch nicht mehr zu erwarten. 1713 deshalb, weil Henoul in diesem Jahr der Titel *Grand armurier de Sa Majeste le Roi de Prusse* verliehen wurde.³ Bestätigt wurde diese Datierung auch in dem Standardwerk von Dr. Arnold Wirtgen, *Die preußischen Handwaffen 1700 - 1806*.⁴ Eben diese Pistole ist auch dort im Tafelband abgebildet.⁵ Leider konnten in allen Publikationen noch keine qualitativvolleren Bilder veröffentlicht werden.

Eine weitere Pistole dieses Modells mit kleinen Abweichungen, befindet sich im *Armeemuseum Friedrich der Große* in Kulmbach.⁶

Neben der Länge weichen die Schaftverschneidungen und der Abzugsbügel etwas von der Pistole aus den USA ab. Jedenfalls handelt es sich zweifelsfrei um Ordonnanzwaffen und nicht um Ausführungen für Offiziere.

Nun ist in einer Sammlung ein weiteres Stück aufgefunden worden das mit der Pistole aus den USA nahezu identisch ist, sofern man die Schwarz-Weiß-Aufnahmen zum Vergleich heranziehen kann. Der Schriftzug *Henoul* ist ebenfalls sehr dünn gestochen und erst auf den zweiten Blick zu erkennen. Die Verschneidungen und die Beschläge sind gleich. Auffallend ist bei allen drei Pistolen, dass sie in ihren Dimensionen deutlich kleiner sind als die Nachfolgemuster 1723, 1731 und 1742. Sie haben im Vergleich ein fast zierliches Aussehen, sind kürzer und das Kaliber schwankt zwischen 15,5 und 16,2 mm. Dem großen, fast runden Knauf mit Kolbenkappe folgt ein recht schlanker Schaft. Keine dieser Pistolen hatte jemals einen Fangring.

Es ist offensichtlich, dass die Henoul-Pistolen als Vorlage für spätere Fertigungen in Potsdam-Spandau gedient haben. Am deutlichsten wird die Verwandtschaft beim Vergleich zwischen den Mustern 1713 und 1723, bzw. 1742.

Einige Pistolen aus Henoul-Fertigung sind bekannt ge-

worden, die zum großen Teil äußerst aufwendig gefertigt worden sind. Diese Einzelstücke waren offenbar wegen ihrer hochwertigen Gestaltung für Offiziere oder andere solvente Käufer gedacht.

Diese bisher publizierten Stücke haben häufig ein gewölbtes Schlossblech, weichen aber doch voneinander ab. Die Daumenbleche haben eher eine barocke Wappenform.⁷

Nicht so die Pistolen Muster 1713. Das Schlossblech ist flach, weist ein ovales Daumenblech auf und hat die typische Schlossblechverzierung hinter dem Hahn, die für die preußischen Handfeuerwaffen bis Anfang des 19. Jahrhunderts (Nothardt-Gewehr) charakteristisch bleiben sollte. Wie beim Henoul-Gewehr Muster 1713 wird nun auch bei diesen Pistolen eine Vereinheitlichung deutlich.



▲
Auf der Detailabbildung des Schlossblechs ist die schwach gestochene Herstellersignatur dennoch gut erkennbar; ebenso wie auch die drei Einkerbungen am oberen Schlossblech als Teilmarkierung.



▲ Mündungsbereich mit Messingkorn und Messingsetzkopf des Ladestocks

Die Gesamtlängen der drei Pistolen sind unterschiedlich (siehe auch Tabelle rechts).

Kulmbach = 540 mm, USA = 508 mm (kann nicht nachgemessen werden), die hier gezeigte Pistole = 520 mm.

Das flache Messingkorn sitzt bei den beiden letztgenannten Stücken extrem weit vorn auf dem Lauf, so dass eine Kürzung zu vermuten wäre. Das darf aber angezweifelt werden.

Maßvergleiche aus den Sammlungen:

Maße in mm	USA	Privat	Kulmbach
Gesamtlänge	508	520	540
Lauflänge	332	332	345
Kaliber	15,5	16,2	15,5
Daumenblech	27 x 38	27 x 37	26 x 34
Röhrchen vorn	36	38	36
Spitzröhrchen	97	97	99

Die Laufängen dieser beiden Pistolen sind völlig identisch. Auch der Mündungsbereich scheint gleich. Die Differenz der Gesamtlänge von 12 mm ist nur mit der hier etwas länglicheren Schäftung zu erklären.

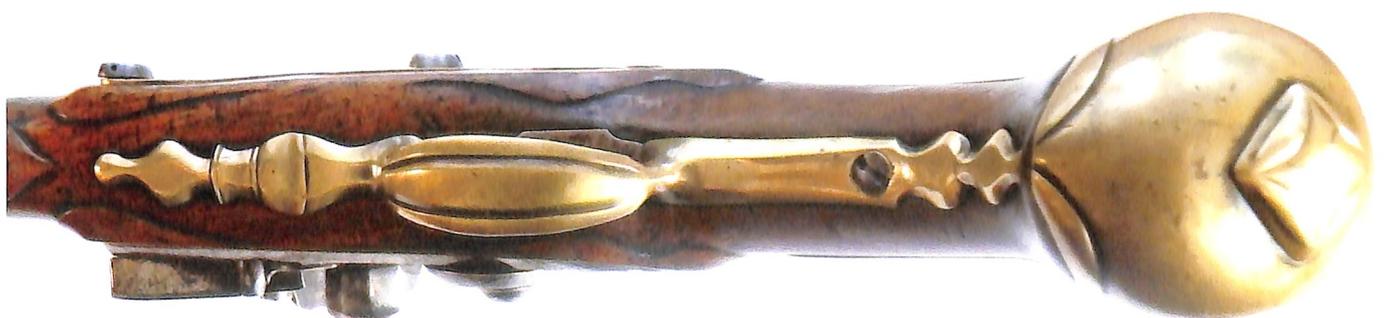
Abweichend befindet sich bei der Kulmbach-Pistole das vordere Röhrchen direkt unter dem Korn – bei den beiden anderen nicht. Aber eine Veränderung des vorderen Röhrchens (Zurücksetzung) war bei der hier gezeigten Pistole nicht festzustellen. Auch am Vorderschaft ist keine Nacharbeit an der Ladestocknut zu erkennen. Das sehr schmale Nasenband befindet sich auch bei Offizierswaffen aus dieser Fertigungsperiode.

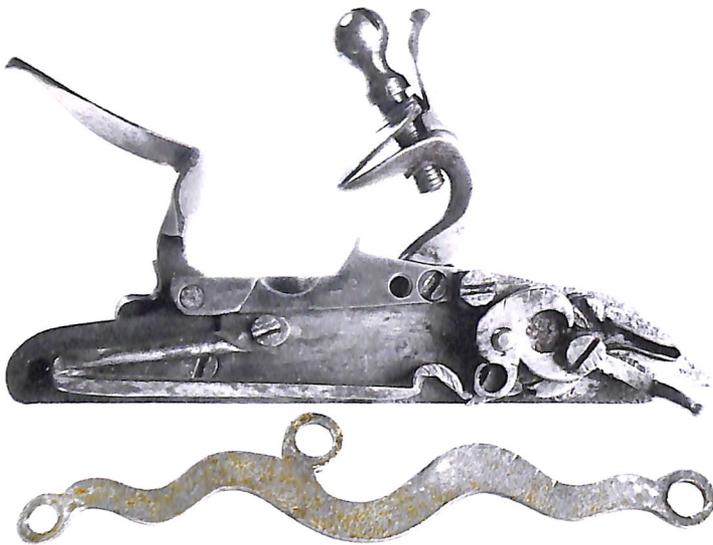
Der Ladestock selbst ist nach Auffassung des Verfassers original, oder zumindest aus alter Zeit.



◀ Ansicht auf den Schloss- und Pulverkammerbereich mit der Visiermulde in der sog. Schwanzschraube

Das filigran gearbeitete Abzugsblech mit Kolbenkappe mit eckigem Nagel





▲ Innenseite des Steinfeuerschlusses mit dem für diese Zeit typischen schwanenhalsförmigen Hahn, darunter die Innenseite des schlangenförmigen Gegenbleches



▲ Das Daumenblech auf der Pistole aus Privatbesitz

Die Daumenbleche haben bei allen drei Pistolen die bekannte ovale Form. Die Pistolen aus Kulmbach und den USA weisen das Herrschermonogramm FWR für König Friedrich Wilhelm I. auf. Bei der hier gezeigten Waffe ist FR gestochen. Das regt natürlich bei einem so frühen Stück zu Überlegungen an. Fakt ist, dass es selbst im Bestand auf der Burg Forchtenstein im Burgenland (Die Preußenbeute = die vom ungarischen Adelsgeschlecht der Esterházy in den Schlesischen Kriegen erbeuteten Waffen und Ausrüstungen; ein großer Teil davon ist bis heute auf der Esterházy-Burg Forchtenstein erhalten) kein Gewehr des Muster 1713 vorhanden ist, dass auf dem Daumenblech ein FR zeigt. Ausnahme ist ein aus verschiedenen Modellen zusammengesetztes Stück.⁸ Im Schloss gibt es keine Schmiede- oder Meisterzeichen, einen Abnahmestempel sucht man vergeblich. Lediglich auf Strudel, Nuss, Abzugsstange, Schraube

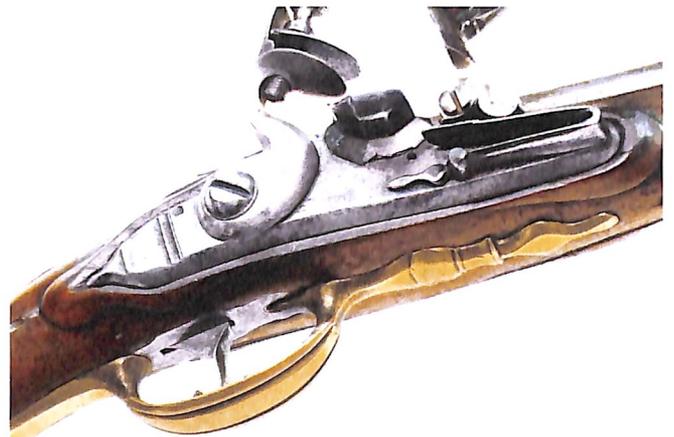
und auf dem Schlossgegenblech sind jeweils drei Kerben zum Zeichen der Zusammengehörigkeit geschlagen oder eingefeilt.

Eben diese Kerbenform findet sich auch auf dem Schlossblech oben zwischen dem Hahn und der Pfanne. In diesem Fall kann es sich also nicht um eine Verzierung oder dergleichen handeln. Schon lange wird um die Bedeutung der Kerben bei den frühen preußischen Pistolen gerätselt. Es können bis zu vier Einschnitte vorkommen.⁹ Bei dieser Pistole ist die Bedeutung jedenfalls eindeutig!

Solange es also keine weiteren Erkenntnisse gibt, dass diese Pistolen noch vor 1713 verwendet worden sind, ist davon auszugehen, dass dieses Stück auch noch zu Zeiten Friedrichs II. geführt worden ist. Der Duktus des Herrschermonogramms weist erst einmal auf diesen Zeitraum hin.

Wo die Pistole aus den USA verblieben ist, konnte auch durch intensiver Suche nicht geklärt werden. Für Hinweise ist der Verfasser dankbar.

Ich danke den Herren Dr. Rolf Wirtgen, Hartmann Hedtrich und Udo Lander für ihre Unterstützung.



▲ Detailansicht der Abzugseinheit

Anmerkungen:

- 1 Arnold Wirtgen, Die preußischen Handfeuerwaffen 1700 - 1806 Osnabrück 1976, Textband, S. 8
- 2 Heinz Lehner, Die ältesten preußischen Steinschlosspistolen, DWJ 1/1976, S. 37
- 3 ebd., 2/1976 S. 156
- 4 Arnold Wirtgen, Die preußischen Handfeuerwaffen 1700 - 1806 Osnabrück, 1976, Textband, S. 13
- 5 ebd., Tafelband, Tafel 10 + 10 a
- 6 Arnold Wirtgen, Supplementband, Osnabrück 2007, Seite 42 ff.
- 7 Arnold Wirtgen und Rolf Wirtgen, Preußische Offizierspistolen, DWJ 11/1982, Seite 1418 + DWJ 5/1991, S. 764
- 8 Bernd A. Windsheimer: Die Preußenbeute auf Burg Forchtenstein, Eisenstadt, 2018, S. 246 ff.
- 9 Arnold Wirtgen, Supplementband, Osnabrück 2007, S. 193

Unter Berücksichtigung der Detailabbildungen dieses und des nachfolgenden Artikels ist auch ein Vergleich sehr interessant.

Eine preußische Husarenpistole M 1742 aus dem 7. Husarenregiment

Text und Fotos: Hartmann Hedtrich

Husaren in Preußen

Husaren zählten in Preußen zur leichten Kavallerie. Sie waren ursprünglich als Stoßtrupp und den kleinen Krieg gedacht. Ihr Nutzen lag besonders in der schnellen und weiten Aufklärung und in den überfallartigen Aktionen auf den Nachschub des Feindes. In Preußen wurden sie erstmals 1721 von König Friedrich Wilhelm I. dem Soldatenkönig (1713 - 1740), aufgestellt. So erging 1721 an den Chef des Dragoner-Regiments Nr. 6, Generalleutnant von Wuthenow, der königliche Befehl, den Stamm von 30 Husaren zu bilden. Sie sollten zunächst beim Regiment von Wuthenow verbleiben. Nachdem sie 1729 dann dem Dragoner-Regiment Nr. 7 zugeteilt worden waren, wurden sie auf 150 Mann verstärkt. 1730 trat eine zweite, gleichfalls 150 Mann starke Eskadron hinzu. Am Schluss des Jahres 1730 wurde eine dritte Eskadron in der Stärke von 60 Mann gebildet, welche den Ursprung des zweiten Husaren-Stamms bildete.

Als König Friedrich II. der Große (1740 - 1786) an die Regierung kam, fand er an Husaren vor:

Das Leib-Corps-Husaren mit

- 21 Offizieren
- 22 Unteroffizieren
- 6 Trompetern
- 3 Feldschere
- 3 Fahنشmiede
- 402 Gemeine und
- 404 Pferde

sowie das Prinz Eugenius-Husaren-Corps mit:

- 24 Offizieren
- 60 Unteroffizieren
- 12 Trompeter
- 3 Feldschere
- 3 Fahنشmiede
- 720 Gemeine und
- 795 Pferde

Der König verstärkte nun sukzessive die Husarentruppe. Bereits im Jahr 1741 bildeten diese neun Eskadronen den Stamm zu den neu aufgestellten Regimentern 1 bis 5. Mit Befehl vom 24. September 1741 erhielt



König Friedrich der Große.

▲
König Friedrich II der Große (1740 - 1786)



▲
Husar aus dem Gelben Husaren-Regiment Nr. 7 im Kampfgetümmel

jedes dieser Regimenter zehn Eskadronen mit je 102 Mann. In den Jahren 1742 bis 1745 wurden dann die Husaren-Regimenter 6 bis 8 errichtet. Im Jahre 1760 errichtete der König, nachdem bereits seit 1745 eine Fahne Bosniaken bestanden hatte, aus dieser das Regiment Bosniaken, welches ab 1771 unter der Nr. 9 zu der Husaren-Truppe zählte. Im Jahre 1773 erfolgte dann die Stiftung des Regiments Nr. 10. So hinterließ der große König seinem Nachfolger im Jahre 1786 zehn Husaren-Regimenter, die über jeweils 10 Eskadronen verfügten. Die 1743 befohlene Etatstärke eines Husaren-Regiments waren 36 Offiziere und 1 130 Mann.

Die Bewaffnung

Unter Friedrich dem Großen führte jeder Husar einen Säbel, einen Karabiner und zwei glatte Pistolen, die vorn am Sattel in den Holstern getragen wurden. Die Bosniaken dagegen hatten Säbel, Lanze aber nur eine Pistole, welche nicht im Holster, sondern an einem über die Schulter gelegten breiten Bandelier hängend getragen wurde.

Bedingt durch das Anwachsen der Husarentruppe nach dem Regierungsantritt Friedrichs des Großen und die damit verbundene Notwendigkeit, die neuen Regimenter zu bewaffnen, entstand ein Bedarf von ca. 20 000 Pistolen für die Erstausrüstung der neuen Husaren-Regimenter. Reckendorf geht nach seinen Berechnungen von einer Gesamtfertigung von 30 000 Stück über die gesamte Produktionszeit bis 1789 aus. Der erste Auftrag von 1 000 dieser neuen Husarenpistole wurde schon 1742 an die preußische Gewehrfabrik in Potsdam vergeben.

Nach Hassenstein, der sich 1940 noch auf Originalprotokolle beziehen konnte, schrieb der König am 20. August 1742 an die Kaufleute Splitgerber & Daum auf deren Anfrage vom 18. des gleichen Monats:

„... wegen der bestellten 1000 preußischen Husaren-Pistohlen zur Resolution, daß solche nicht nach dem vorigen deinen sondern itzigen ordinären Dragoner Calibre gemacht.“

Aufgrund dieses Schreibens wurde dem neuen Pistolenmodell das Kaliber des Dragonergewehres M 1726



▲ Die vierseitige Ansicht der Husarenpistole M 1742

von rund 17 mm Kaliber zugrunde gelegt und somit, wenn auch nur in begrenztem Maße, eine gewisse Kalibervereinheitlichung innerhalb der Kavallerie erreicht. In der neueren Literatur wurde das Datum dieses Briefes als Einführungsjahr bewertet und da die neue Pistole zuerst für die Husaren vorgesehen war, entstand die Bezeichnung **Husarenpistole M 1742**.

Die Abmessungen der neuen Pistole änderten sich nicht und entsprachen denen des früheren Modells (M 1731), während sich jedoch das Aussehen veränderte. Die Schaftverschneidungen waren jetzt nicht mehr rauhenförmig, sondern rund ausgearbeitet, die Ladestockröhrchen sind nun zylindrisch geformt und haben an den Enden Querprofile. Die Schlange hat jetzt keine abgechrägten Kanten mehr und ist, nun mit drei Schrauben gehalten, bündig im Schaft verlegt. Die Kolbenkappe sowie der jetzt eckige Kopf des Messingnagels zeigen eingefeilte Ornamente, die jeweils von oben und unten aus der Mitte in die Sporne der Kolbenkappe auslaufen. Der Abzugsbügel ist nicht mehr glatt, er hat jetzt zwei Längseinfelungen, die links und rechts auf der Schrägkante verlaufen. Der vordere Teil des Abzugsbügels besitzt auf der Oberseite leichte Auskehlungen und eingefeilte Querstriche. Die besondere Eigenart dieser Pistole ist der in der Kolbenkappe vernietete Eisenkolben mit einem Ring, der zur Befestigung der Waffe mit einem Riemchen am Halfter oder Handgelenk gedient hat. So konnte der Husar nach dem Schuss, die Pistole fallen lassen und ohne Verzögerung zum Säbel greifen. Bei den Bosniaken dagegen wurde, wie schon oben erwähnt, die Pistole hängend am Bandelier getragen. Die Schaft der Husarenpistole M 1742 bestand hauptsächlich aus Nussbaumholz, es gab aber auch vereinzelt Ahorn- oder Buchenholzschäfte. Die Hauptmenge der Pistolen wurde in der Gewehrfabrik Potsdam-Spandau gefertigt. Kleinere Lieferungen kamen laut Reckendorf auch aus den Fabriken in Lüttich, Suhl und Zella.

Die Gewehrfabrik Potsdam-Spandau

König Friedrich Wilhelm I. beauftragte im Jahre 1721 den Oberst Christian Nicolaus von Linger (1716 - 1730 Chef der preußischen Artillerie, ab 1743 General) mit dem Bau einer Gewehr-Manufaktur in Potsdam. Diesem gelang es durch Vermittlung der Kaufleute Splitgerber und Daum den Sohn des Lütticher Gewehr-Fabrikanten Philipp Henoul zu gewinnen, welcher bei der Erstellung der erforderlichen Pläne und der Anwerbung der benötigten Facharbeiter aus Lüttich behilflich war. Betrieb und Verwaltung der Gewehrfabrik sollte den Kaufleuten Splitgerber und Daum übertragen werden. Die Verhandlungen mit Splitgerber und Daum kamen dann 1722 zum Abschluss. Der Vertrag, durch welchen der Grundstein zur ersten königlichen Gewehrfabrik in Preußen gelegt wurde, wurde am 31. März 1722 unterzeichnet. Die Rohre, Ladestöcke und Bajonette wurden in Spandau gefertigt, die übrigen Arbeiten, wie Schloss- und Schaffherstellung, Messinggießerei und Zusammenbau der Gewehre, geschahen in Potsdam. Der Transport erfolgte über den Wasserweg. Die Schlossbleche der unter Leitung des Handelshauses Splitgerber & Daum in der Königlichen Gewehr-

fabrik hergestellten Waffen sind mit **POTZDAM MAGAZ** (= Magazin Potsdam) und an der abgechrägten Unterkante des Schlossblechs den Anfangsbuchstaben des Firmenkürzels signiert:

S et D für Splitgerber und Daum, von 1722 bis 1774, **D S E** für David Splitgerbers sel. Erben, von 1775 bis 1795.

Bis etwa 1745 wählte man für die Schlossblechsignatur Großbuchstaben gleicher Höhe, ab dann ist der Anfangsbuchstabe **P** deutlich höher als die übrigen Großbuchstaben (es gibt auch Pistolen 1742 mit gleichbleibend großen Buchstaben der Schlossblechsignatur). Das Daumenblech zeigt nun das Monogramm Friedrichs des Großen **FR** (für Fridericus Rex).

Die hier vorgestellte Husaren-Pistole M 1742 entspricht mit den folgenden Abmessungen im Wesentlichen dem oben beschriebenen Modell:

Kaliber:	17,4 mm, glatter Lauf
Gesamtlänge:	562 mm
Laufänge:	365 mm
Schlosslänge:	140 mm
Gewicht:	1 411 g



▲ Schlossblech der Husarenpistole M 1742



▲ Beschriftung des Schlossblechs mit POTZDAMMAGAZ (mit deutlich höherem P als die übrigen Großbuchstaben) und S et D für Splitgerber & Daum



David Splitgerber
 geschrieben den 15. Sep. 1785
 geschrieben den 27. Ich. 1764

▲ Mitinhaber der Gewehrfabrik David Splitgerber (1683 - 1764)

Das Schlossblech ist mit dem Schriftzug **POTZDAM MAGAZ** mit dem größeren P und auf der abgeschrägten Schlossunterkante mit **S et D** für Splitgerber und Daum signiert. Das Daumenblech trägt das Monogramm Friedrich des Großen **FR**. Die Pistole dürfte also nach 1745 und vor 1786 hergestellt worden sein. Darüber, wann und wo sie verwendet wurde, gibt uns die bei diesen Pistolen im Allgemeinen nicht übliche Laufschrift Auskunft.



Gottfried Adolph Daum
 geschrieben den 15. Sep. 1785
 geschrieben den 27. Ich. 1764

▲ Mitinhaber der Gewehrfabrik Gottfried Adolph Daum (1679 - 1743)

Der Lauf ist mit **Esqu. Reg. v. Billerbeck** beschriftet, was man als *Esquadron Regiment von Billerbeck* deuten kann (Abb. unten). Die Nummer der Eskadron ist leider nicht mehr erkennbar oder war nie vorhanden.

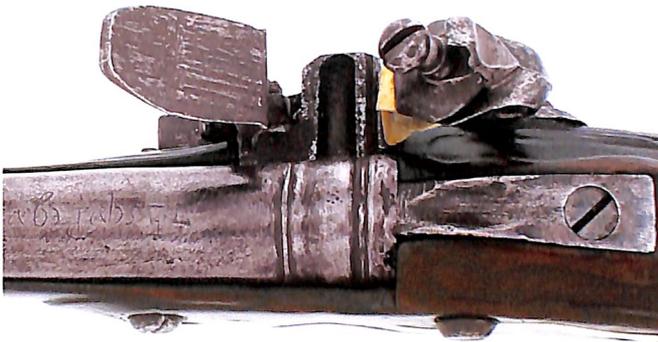


▲ Laufoberseite mit der Gravur **Esqu. Reg. v. Billerbeck** (Esquadron Regiment von Billerbeck)

◀ Monogramm Friedrichs des Großen **FR** (= Fridericus Rex) unter Krone auf dem Daumenblech



▲ Schlängenförmiges, flaches und mit drei Schrauben bündig im Schaft verlegtes Schlossgegenblech



▲ Die verwischte Adlermarke auf dem Lauf ist kaum sichtbar.



▲ Kolbenkappe mit vierkantigem Nagelkopf und Fangriemenöse mit Ring

Wenn man in der Geschichte der preußischen Husaren-Regimenter sucht, wird man bei dem Namen von Billerbeck fündig. Beim siebten Husaren-Regiment war von 1746 bis 1753 ein gewisser Oberst Heinrich Wilhelm von Billerbeck Chef des Regiments.

Wer war nun dieser **Heinrich Wilhelm von Billerbeck**?

Hier sein Lebenslauf:

- Geb. am 8. März in Warnitz (Pommern)
- Der Vater war Anton Christoph von Billerbeck, Erbherr auf Warnitz und preußischer Cornet (das war im 17. und 18. Jahrhundert die Bezeichnung für den jüngsten Offizier einer Eskadron, welcher während der Schlacht und zur Parade die Cornette, die Standarte der Eskadron führte).
- Die Mutter war Esther von Steinwehr.
- Er war seit 1755 mit Johanna Juliane Luise von Schöning (* 23. Juni 1727; † 31. August 1789) verheiratet.
- Seine Söhne Anton Ernst Wilhelm und Otto Ernst Heinrich, erbten nach seinem Tode das Gut Warnitz.
- Seine Tochter Marianne Luise Tugendreich (* 1763, † 1840) heiratete 1791 Richard Ehrenreich von Schöning (* 1747, † 1806).
- Beginn seiner Husaren-Laufbahn bei dem Leibhusaren-Regiment Nr. 2
- Er avancierte hier seit der Stiftung des Regiments (1733) bis zum Jahr 1746 zum Oberstleutnant.
- Im selben Jahr wurde er Oberst des Husaren-Regiments Nr. 7. Da seine Zeit im Regiment (1746 bis 1753) genau zwischen dem Zweiten Schlesischen Krieg und dem Siebenjährigen Krieg lag, nahm er somit an keinen Kampfhandlungen teil und widmete sich daher der Friedensausbildung.
- Aufgrund seines Alters nahm er im August 1753 seinen Abschied und zog sich auf sein Gut Warnitz zurück.
- Hier verstarb er am 18. März 1775.

Das **Husaren-Regiment Nr. 7**, in welchem von Billerbeck diente, wurde 1743 in Pommern – 10 Eskadrons stark – errichtet und erhielt als Stamm eine Eskadron des Husaren-Regiments Nr. 5. Es wurde hauptsächlich durch Ungarn vollzählig gemacht und 1744 nach Böhmen verlegt. Wegen der gelben Dolmans der Husaren wurde das Regiment auch *Gelbes Husaren-Regiment* genannt.

Die Chefs dieses Regiments waren:

- 1744 - 1746 Oberst Peter von Dieury (später Generalmajor)
- 1746 - 1753 Oberst Heinrich Wilhelm von Billerbeck
- 1753 - 1775 Oberst Paul Joseph Malachow von Malachowsky
- 1775 - 1792 Oberst Adolf Detlof von Usedom (später Generalleutnant)
- 1792 - 1796 Oberst Friedrich Ludwig von der Trenck
- 1796 - 1806 Generalleutnant Georg Ludwig Egidius von Köhler (später General der Kavallerie)

Das Regiment hatte an folgenden bedeutenden Schlachten des großen Königs seinen Anteil:

- Zweiten Schlesischen Krieg 1744 - 1745
- Siebenjähriger Krieg 1756 - 1763
- vierter Krieg gegen Österreich 1778 - 1779
- Feldzug 1794

Im Jahre 1806 kämpfte das Regiment unter Rüchel bei Jena, unter Blücher in Lübeck und kapitulierte am 7. November bei Ratekau und Krempelsdorf, je eine Eskadron bei Lüneburg am 11. November und Boitzenburg am 12. November. Drei Eskadronen und das Depot erreichten Ostpreußen und gingen im 4. Husaren-Regiment auf.

Die vorgestellte Pistole wurde in der Zeit von 1744 bis 1753, als Heinrich Wilhelm von Billerbeck Chef des 7. Husaren-Regiments war, geführt. Nach der Etatstärke von 1743 bestand damals ein Husaren-Regiment aus 36 Offizieren und 1 130 Mann. Wenn alle Pistolen des Regiments mit dem Namen von Billerbeck graviert



Bosniaken - Corps

(Unter den Husaren-Regimenten Nr. 7)

Zimmer - Offizier

Grüneier

Schüler

▲ Bosniaken-Corps, hier ist die Trageweise der Pistole am Bandelier deutlich zu sehen.

worden wären, kämen wir auf eine Zahl von insgesamt 2 260 Exemplare. Ob der Nachfolger von Billerbeck, Oberst von Malachowsky, welcher die Waffen von seinem Vorgänger übernehmen musste, den Schriftzug abschleifen ließ oder ob durch den folgenden Siebenjährigen Krieg die Verluste so hoch waren, dass nur wenige Pistolen überlebten, wissen wir nicht. Da aber außer der hier vorgestellten Pistole offensichtlich kein weiteres Exemplar mit dem obigen Schriftzug auf dem Lauf überlebt hat, sind wohl beide Möglichkeiten wahrscheinlich.

Fazit

Pistolen aus der Regierungszeit von Friedrich dem Großen sind im originalen Erhaltungszustand schon relativ selten, aber Pistolen mit Regimentsbezeichnungen sind kaum erhalten geblieben.

Literatur:

- Gotsche, Die Königlichen Gewehrfabriken, Berlin, 1904
- Hassenstein, Wilhelm, Abnahme und Preise der Gewehre und Waffen in der Gewehrfabrik Spandau im 18. Jahrhundert, Zeitschrift für das gesamte Schieß- und Sprengstoffwesen, München, Nr. 35/1940 und 36/1941
- Kling, Constantin, Anhang zur Geschichte des Blücherhusaren-Regiments, Weimar, 1909
- Lange, Eduard, Die Soldaten Friedrichs des Großen – mit Zeichnungen von Adolph Menzel, Leipzig, 1853
- Lehner, Dieter, Die altpreußischen Schusswaffen und ihre Beiwaffen 1713 - 1813 (Sammlung Heere der Vergangenheit), Krefeld, 1973
- Lehner, Heinz, Die preußischen Kavalleriepistolen in der Zeit Friedrich des Großen, DWJ 12/1972, S. 1280 -286, DWJ 2/1973, S. 132 - 136
- Theisen, Andrea/Wirtgen, Arnold, Militärstadt Spandau, Zentrum der preußischen Waffenproduktion von 1722 bis 1918, Berlin, 1998
- Müller, Heinrich, Das Heerwesen in Brandenburg und Preußen von 1640 bis 1806 – Die Bewaffung, Berlin, 2001
- Reckendorf, Hans, Beiträge zur Geschichte der Handwaffen des Königreiches Preußen, Dortmund, 1994
- Wirtgen, Arnold, Die preußischen Handfeuerwaffen 1700 bis 1806, Osnabrück, 1976
- Wikipedia, die freie Enzyklopädie

Beschichtungen
Korrosionsschutz
Strahlarbeiten

B·K·S Bodin GmbH
 Wormser Straße 13
 67591 Wachenheim
 Telefon 06243 8879

Edward North, London

– ein kaum bekannter Meister

Text und Fotos: Olaf Michels

North wurde erstmalig im Jahre 1729 erwähnt und soll bis 1772 tätig gewesen sein. Er wurde 1729 Mitglied der Zunft und ließ 1733 seine Meistermarke, einen Rhombus mit seinen Initialen **EN** registrieren. In den Jahren 1753 und 1758 wurde er Zunftmeister. Seine Tätigkeit übte er in London, 68 Threadneedle Street, aus. Er signierte seine Erzeugnisse mit *EDWARD NORTH ROYAL EXCHANGE*. Das Royal Exchange war ein großer Gebäudekomplex, der auf der einen Seite von der Threadneedle Street und auf der anderen vom Cornhill begrenzt war.



Dieser Gebäudekomplex wurde im Laufe seiner Geschichte zweimal durch ein Feuer vernichtet, aber anschließend jedes Mal wieder neu aufgebaut. Wir sehen hier (Abb. links) das neu errichtete Royal Exchange nach dem ersten Brand etwa zum Zeitpunkt, an dem Edward North dort seine Tätigkeit ausübte. Edward North gehörte sicherlich nicht zu der allerersten Garnitur der Londoner Büchsenmacherzunft, dennoch sind die relativ wenigen erhaltenen Stücke aus seiner Hand, wie beispielsweise die unten abgebildete Steinschlosspistole aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zeigt, von erstklassiger Qualität. Die Schlossplatte ist hier mit *E. North* signiert.

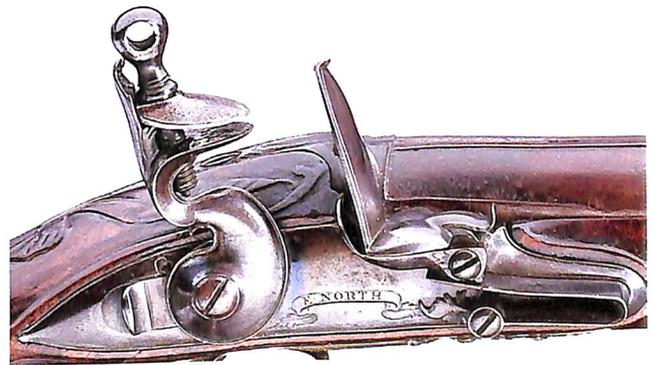


Foto Hermann Historica

▲
North-Steinschlosspistole

Foto mit freundlicher Genehmigung vom Auktionshaus Hermann Historica

Das Paar der Kastenschlosspistolen hat Edward North rechtsseitig mit *ROYAL EXCHANGE LONDON* signiert (Abb. Folgeseite), während sich sein Name auf der linken Seite des Schlosskastens befindet.

Das vorliegende Paar Queen-Anne-Pistolen in Messingausführung, vermutlich bestimmt für einen englischen Marineoffizier, dürfte North etwa um das Jahr

1740 gefertigt haben. Die große Wertschätzung, die diesen Pistolen dann von einem späteren Besitzer entgegengebracht wurde, zeigt sich daran, dass er diese Waffen noch fast hundert Jahre nach ihrer Entstehung weiterhin benutzte und sie dann auch noch auf das modernere Perkussionssystem umrüsten ließ.



◀ Die rechtsseitige Ortsignatur auf dem Kastenschlosspistolen-Paar von Edward North

Innenballistik

Eine Aptierung von der ursprünglichen Steinschlossversion auf das neue Perkussionssystem ist allerdings, speziell bei Queen-Anne-Pistolen mit Messingläufen, nicht ganz unproblematisch.

Das bauartbedingte Hinterladerprinzip mit abschraubbaren Läufen ermöglichte die Verwendung exakt auf das Laufkaliber abgestimmter Kugeln, was zu einer wesentlichen Verbesserung der Treffsicherheit und der ballistischen Leistungsdaten führte, da diese nicht mehr, wie bei den derzeit üblichen Vorderladerwaffen, als etwas unterkalibrige *Rollkugeln* von der Laufmündung her geladen und zur Vermeidung von Gasverlust noch zusätzlich verdämmt werden mussten.



Durch die genau passenden Geschosse, bei denen kaum noch Pulvergase an der Kugel vorbei in den Lauf entweichen konnten, entwickelte sich logischerweise ein entsprechend höherer Gasdruck, der sich ausschließlich durch das systembedingt stets offene Zündloch, welches quasi als eine Art Entlastungsbohrung fungierte, etwas abbauen konnte.

Da aber nach dem Umbau auf das Perkussionssystem auch das Zündloch entfiel, konnte sich, bei Beibehaltung der gleichen Pulvermenge, eine wesentlich höhere Druckspitze aufbauen, durch die das hier verwendete Laufmaterial extrem beansprucht wurde.

So zeigt sich denn auch bei einer der vorliegenden Pi-

stolen an der Stelle der höchsten Druckentwicklung bereits eine minimale Laufaufbauchung, die bei einer etwas reduzierten Pulvermenge sicherlich vermeidbar gewesen wäre.

Mit der vorhandenen Pulverkammer, die im ursprünglichen Zustand der Waffen praktischerweise für die stets gleichbleibende Pulverladung gesorgt hatte, war plötzlich ein Risikofaktor entstanden, da dieses vorgegebene Pulvermaß nun etwas zu groß bemessen war. Eine Tatsache, die unbedingt zu berücksichtigen gewesen wäre, da sich die Funktionsbedingungen jetzt erheblich verändert hatten. Leider ist dies hier offensichtlich, auch im Hinblick auf die eventuell entstehenden Folgen für

den Schützen bei einer möglichen Laufsprennung, nicht beachtet worden.

Bei diesem Pistolenpaar von Edward North hat das verwendete Schlossgegenblech keine technische Funktion, sondern ist lediglich ein dekoratives Element. Wie auch die übrige Beschlaggarnitur ist es in Sterlingsilber gefertigt. Da diese silbernen Beschlaggarnituren in identischer Ausführung bei diversen zeitgenössischen Queen-Anne-Pistolen verschiedener Hersteller anzutreffen sind, darf man davon ausgehen, dass sie von einem, auf deren Fertigung spezialisierten Drittanbieter bezogen worden sind.

Während in der frühen Phase der Produktion dieser Pistolen die Griffkappen meist in der Form von Löwenköpfen modelliert waren, wird später ziemlich einheitlich ein grotesker Maskaron bevorzugt (Abb. rechts). Bei den gehobenen Qualitäten wird, wie bei den beiden hier vorliegenden Exemplaren, hierfür Sterlingsilber verwendet. Bei einfacheren Pistolen überwiegt allerdings eine Ausführung in Messing oder Bronze.



Oscar Lade

– ein Waffenkonstrukteur aus dem Rheingau

Text: Horst Friedrich, Fotos: Harst Friedrich und Michael Schippers

Die ersten 20 Jahre der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts werden mit Recht als die waffentechnische Revolutionszeit der Handfeuerwaffen bezeichnet.

Alleine auf dem europäischen Kontinent beeinflussten nachhaltig zahlreiche Änderungen und Weiterentwicklungen vorhandener Systeme, aber auch völlige Neukonstruktionen, insbesondere die Technik der Langwaffen.

Die Kaliberverkleinerung, Einführung der Metallpatrone, vor allem aber die Reduzierung der Ladegriffe waren die Hauptthemen der damaligen Konstrukteure. Namen wie Dreyse, Albin, Werndl, Wänzl, Lindner, Tabatiere, Terri, Snider, Doersch & v. Baumgarten, um nur wenige zu nennen, sind zu festen Begriffen geworden.



▲ Oscar Lade im Alter von 25 Jahren

Oscar Lade, am 18. Juli 1848 in Barkhausen/Westfalen geboren, wuchs in Geisenheim am Rhein auf.

„... Seine Denkweise war eine streng rechtliche, seine Ehrenhaftigkeit in allen Dingen eine unbeschränkte, sein Gemüth zart und rein, wie das eines unschuldigen Mädchens, sein Mitgefühl für Unglückliche ein stets lebendiges und seine Vaterlandsliebe eine glühende! Materielle Genüsse hatten für ihn keinen Reiz.“

So schilderte ihn u. a. sein Vater Heinrich Eduard Frhr. v. Lade in seinen Lebenserinnerungen nach dem viel zu frühen Tod von Oscar, der noch keine 29 Jahre alt wurde.

Von seiner Mutter soll er die ungewöhnliche technische Begabung ererbt haben. Schon mit 10 Jahren zerlegte er eine Taschenuhr, die ihm sein Vater schenkte, in ihre Hauptteile und setzte sie wieder vollständig und funktionstüchtig zusammen. Sein zweites Werk war eine Dampfmaschine, deren Teile er ausnahmslos von Hand anfertigte.

Um das Wissen, dass das Zündnadelgewehr von Dreyse im Deutsch-Französischen Krieg (1870/71) dem französischen Chassepot-Gewehr Mod. 1866 unterlegen war, sah er in der Konstruktion eines neuen Infanteriegewehres seine wichtigste Aufgabe.

Drei Jahre widmete er sich dieser Arbeit. Insbesondere bedeutete es für ihn, dem Vaterland zu dienen, denn sein allgemeiner Gesundheitszustand ließ es nicht zu, als aktiver Soldat in die Armee einzutreten. Umso größer waren Kraft und Ausdauer für seine Tätigkeit, die es verdient, einen Platz in der Reihe der Waffenkonstrukteure des 19. Jahrhunderts einzunehmen.

Grundlage für sein Werk war der Walzenverschluss des Werndl-Systems, dessen Ladevorgang er aber als umständlich einstufte. Erste Priorität war für ihn die Verbesserung der Nachladegeschwindigkeit verbunden mit einer Selbstspanneinrichtung.

Aus Kostengründen wählte Oscar Lade für die Verschlussgehäuse seiner beiden ersten Modellkonstruktionen Buchenholz. Dies hatte auch den Vorteil,

▶ Walzenverschluss und Hahn des ehemaligen Perkussionsschlusses des österreichischen Werndl-Systems





◀ Komplettes Verschluss-system (verriegelt) mit Abzugseinrichtung des Modells I; Abzugseinheit und Spannvorrichtung sind aus Metall; die durch die Hülse geführte Schraube fixiert den vorderen Spannstellen.



◀ Halbgeschlosser Verschluss des Modells I; rechts die Lademulde, die einen Teil des U-förmigen Hülsenausziehers erkennen lässt. Der vordere Spannstellen ist durch die Schraube (Abb. oben) in der Verschluss-hülse fixiert. Der bewegliche Spannstellen links wird von einem Zapfen bei gänzlich verriegelter Walze in die erforderliche Position gebracht und fungiert als Schlagstück. Gut erkennbar sind hier links auch die beiden abgeschrägten Zapfen, die nicht zuverlässig korrespondieren und für die störanfällige Spanneinrichtung verantwortlich sind und die geschlitzte Achse, die den Walzenverschluss und die Spanneinrichtung trägt. Die sichere Verriegelung der Walze erfolgte durch den Ansatz im vorderen Bereich und den Sockel des Kammerstengels, die beide in die jeweilige Ausnehmung in der Verschluss-hülse eingreifen.

dass er störende Reibungswiderstände gut erkennen und beheben konnte. Vorrangig konzentrierte er sich aber auf den Ladevorgang und die Spannvorrichtung. Den von Hand zu spannenden Hahn des Werndl-Systems empfand er als sehr nachteilig und ersetzte ihn durch ein Schlagstück (der hintere Spannstellen auf der Abb. links).

Modell I

Bei dem recht komplizierten und störanfälligen Modell I sind die walzenförmige Verschlusskammer und der Kammerstengel ebenfalls aus Buchenholz.

Hauptteile des Modells I sind

- der Walzenverschluss mit Kammerstengel, Lademulde und integriertem federnd gelagerten Schlagbolzen,
- die Spanneinrichtung, bestehend aus der Walzenachse mit den beiden auf der Achse beweglichen Spannelementen und
- der Abzugseinrichtung mit Abzugsfederstange und angesetztem winkelförmigen Arm sowie Abzug.

Die Walzenachse lagert unterhalb des Patronenlagers in einer Hülse. Im hinteren Bereich ist sie in einer halbrunden Hülsenbrücke mit Innengewinde eingeschraubt und am Ende zur Demontage der Verschluss- und Spanneinrichtung zum Einsetzen eines Schraubenziehers geschlitzt.

Der abgeschrägte Ansatz des hinteren Spannelements korrespondiert mit den abgeschrägten Ansätzen des fixierten Elements (Abb. links) und bewirkt so beim gänzlichen Schließen des Walzenverschlusses das Spannen des als Schlagstück fungierenden hinteren Spannelements, indem es gegen den Druck der Schlagfeder (fehlt hier) zurückgedrückt wird. Die quer zur Walzenachse stehende winkelartige Verlängerung des Abzugsstollens der Abzugsfederstange, hält nun vor dem zweiten Ansatz das Schlagstück.

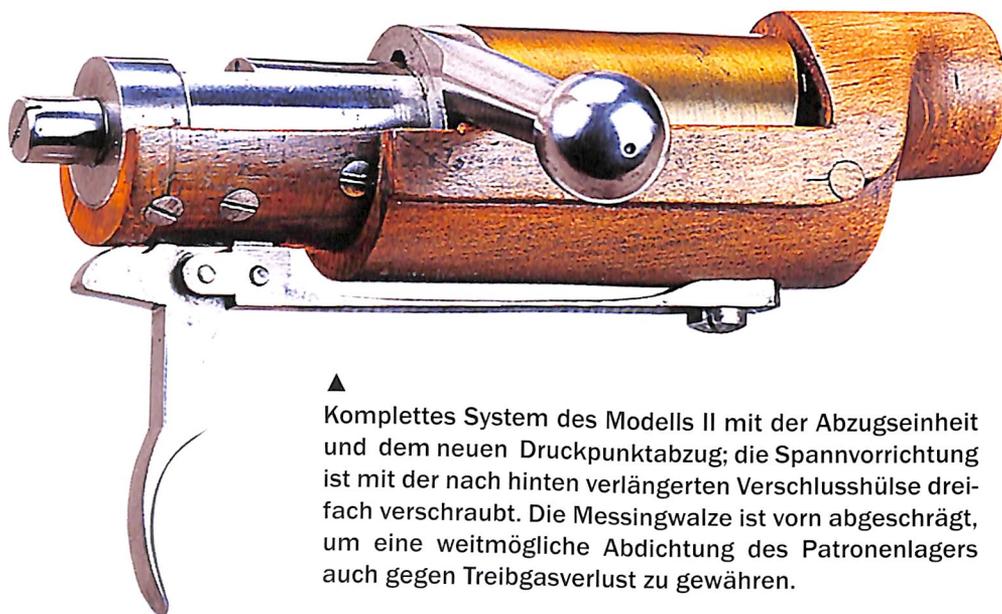
Der Mitnehmerring zwischen den beiden Spannelementen, der seinerseits über eine Ausnehmung verfügt, in die eine entsprechend abgeschrägte Nase des Schlagstücks einrastet, soll das Spannen erleichtern.

Beim Betätigen des Abzugs schlägt das Schlagstück

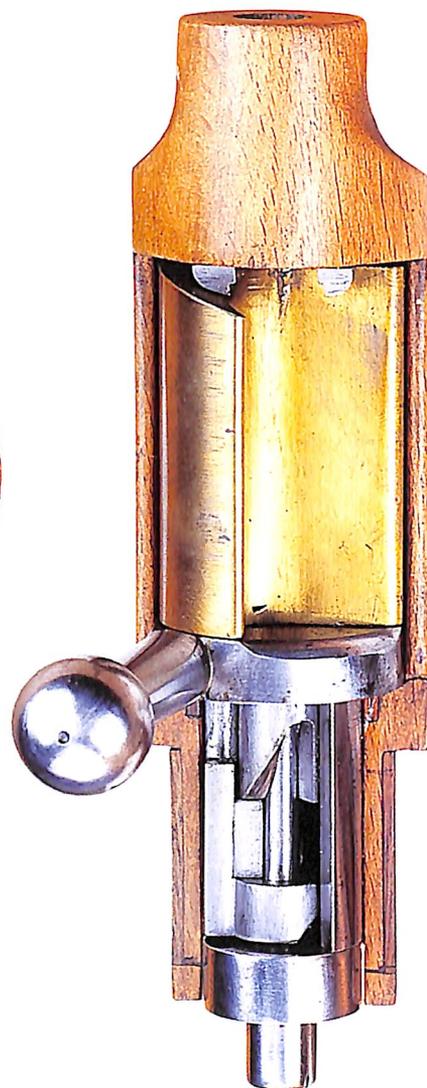
(hinteres Spannelement) auf den in der Walze federnd gelagerten Schlagbolzen.

Der erwähnte Mitnehmerring bewegt sich mit seiner Nase aber in einer zu großen Aussparung, so dass der Spielraum die reibungslose Funktion eines erneuten Spannens infrage stellt. Diesen Mangel dürfte auch Lade erkannt haben.

Der störanfällige – und schwer zu beschreibende Spannvorgang – dürfte Oscar Lade veranlasst haben, ein zweites System, das Modell II, zu konstruieren.



▲ Komplettes System des Modells II mit der Abzugseinheit und dem neuen Druckpunktabzug; die Spannvorrichtung ist mit der nach hinten verlängerten Verschlusshülse dreifach verschraubt. Die Messingwalze ist vorn abgeschrägt, um eine weitmögliche Abdichtung des Patronenlagers auch gegen Treibgasverlust zu gewähren.



Modell II

Beim zweiten Modell, einer völligen Neukonstruktion, hat Lade die Nachteile vom Modell I behoben und die Lademulde zusätzlich vertieft.

Das Verschlussgehäuse ist aus Stahl, der Walzenverschluss aus Messing. Auch sind dessen Abmessungen gegenüber dem Modell I merklich geringer. Überhaupt ist diese Konstruktion unkomplizierter und zuverlässiger.

Der sehr rasche Spann-/Entspann- und Ladevorgang dürfte ohne Zweifel als beeindruckend zu bezeichnen sein. Das Zusammenwirken der schrägen Flächen von Schlagbolzen und mittlerer feststehender Führung auf der Verschlussachse erinnert an alle späteren Drehzylinder Verschlüsse.

Die Walze wird auch bei dem Modell II auf einer Achse geführt. Im vorderen Bereich lagert sie wieder unmittelbar unterhalb des Patronenlagers in einer Hülse und am Ende in dem neuen Verschluss- bzw. Spanngehäuse. Dasselbe ist wiederum mit der nach hinten verlängerten Verschlusshülse verschraubt. Das hintere Ende der Achse ragt ca. 12 mm aus dem Verschlussgehäuse heraus und verfügt wieder über einen Einschnitt zum Ansetzen eines Schraubenziehers. Die drehbare Walze wird vorn durch das Laufmundstück und hinten, im Bereich des Kammerstengels, durch das mittlere Achslager begrenzt und ihre Stellung somit geregelt.

Im geöffneten Zustand wird auf der oberen Hälfte

der Walze die zylindrische muldenförmig gearbeitete Aussenkung als Lademulde sichtbar. Im geschlossenen, also verriegelten Zustand kommt diese nach unten zu liegen.

Die Stirnfläche des Walzenverschlusses weist ab der Lademulde (insgesamt ein Viertel des Walzendurchmessers) eine schräge Fläche auf, welche nach links ausläuft und somit beim Schließen das Patronenlager nach hinten abdichtet (Verschlussabstand).

Die untere vordere Kante der Kammerstengelscheibe, die die Walzenachse umschließt, dient zugleich als Haltepunkt hinter dem Abzugsstollen. Damit sie besser über diesen Stollen gleitet, ist die hintere Kante abgeschrägt.

Das Betätigen des Abzuges, der gegenüber dem vorigen Modell selbstverständlich über einen Druckpunkt verfügt, gibt den Schlagbolzen frei.

Als Patronenauszieher dient, wie auch beim Modell I, ein U-förmiger Winkelhebel, der sich drehbar in einer Aussenkung der vorderen Gehäusewand unterhalb des Laubmundes befindet. Links der Lagerwelle des Ausziehers befindet sich ein Zäpfchen, welches in eine Nut der Walzenfläche eintritt. Beim Öffnen des Verschlusses wird dieses Zäpfchen von der Endfläche der Nut nach abwärts gedrückt, wodurch



◀
 Haus Monrepos (frz. = Meine Ruhe) in Geisenheim/Rheingau-Taunus-Kreis, Wohn- und Wirkungsstätte von Oscar Lade

der Patronenauszieher nach hinten kippt und mit seinen beiden Armen die leere Patronenhülse aus dem Patronenlager zieht. Durch entsprechende Haltung des Gewehrs seitens des Schützen oder durch schnelles kräftiges Öffnen des Verschlusses wird die Hülse oder Patrone ausgeworfen.

Zur Gewichtserleichterung hat die Walze eine Längsbohrung. Die Scheibe des Kammerstengels hat zwei Nocken, die in entsprechende Ausnehmungen der Walze greifen und so einen konstanten Sitz garantieren.

Zur Demontage muss die Walzenachse (wie auch beim Modell I) herausgeschraubt werden. Kammerstengel mit Walze und Schlagbolzen lassen sich so nach oben herausnehmen. Der Schlagbolzen selbst kann dann aus der Walze herausgeschraubt werden, in der er federnd lagert.

Im Truppengebrauch wäre sicherlich das leichte und unbeabsichtigte Öffnen des Verschlusses nicht selten gewesen, was aber durch eine kleine Sperrnocke hätte behoben werden können. Gegenüber dem Werndl-Gewehr dürfte das System von Oscar Lade von wesentlichem Vorteil gewesen sein, denn Werndl beließ zunächst noch die Zündung der Patronen durch den ehemaligen Perkussionshahn.

Die Vollendung seiner Arbeit, das dritte Modell als fertige Waffe, konnte Oscar Lade dem Kaiser persönlich vorstellen, der zu dieser Zeit mit General von Podbielski in Wiesbaden weilte. Bei dem Probeschießen auf dem Wiesbadener Schießstand Freudenberg wurde sein Gewehr als vorzüglich befunden. So kam es mit drei anderen Systemen für die Potsdamer Prüfungskommission in die engere Wahl. Die Entscheidung fiel jedoch zugunsten des Mauser-Modells 1871.

Oscar Lade verstarb am 4. Februar 1877 an den Folgen einer schweren Lungenerkrankung.

Für den Vater war es ein schwerer Schicksalsschlag, neben seiner Ehefrau und den drei ersten Kindern nun auch das vierte verloren zu haben. Wenn überhaupt von einem Trost gesprochen werden kann, so war er sich doch der Ehre bewusst, die ihm zuteilwurde, als ihn der Kaiser am 22. März 1877 in den Adelsstand erhob; am 21. August 1901 erhielt er die preußische persönliche Freiherrnwürde.

Literatur:

- Eduard von Lade, Erinnerungen aus meinem Leben, als Manuskript gedruckt, Altenburg 1888, S. 132 ff.
- Horst Friedrich, Siegfried Schwarz, Verkante Größe, Visier 4/2003, S. 130 ff.
- Horst Friedrich, Unter Nassaus Fahnen, Ausstellungskatalog der WTS Koblenz, 2001, S. 58 ff.

Die beiden hier vorgestellten Modelle wurden freundlicherweise von der Sammlung Nassauischer Altertümer, jetzt Stiftung Stadtmuseum Wiesbaden, zur Verfügung gestellt; Thomas Jason Wieger (VS Medien GmbH, Nassau) sei für die Übertragung der Fotos gedankt.

Lander-Historic-Arms.de



Udo Lander

ist Ihr Spezialist für militärische Vorderlader
 und Zündnadelwaffen

Sachverständiger des Kuratoriums zur Förderung
 historischer Waffensammlungen e. V.

Telefon: 07228 960366 * E-Mail: info@lander-historic.de

Aus dem Feuer

– ein württembergisches Sponton aus der Zeit Carl Eugens

Text und Fotos: Hartmann Hedtrich

Einführung des Spontons in Preußen

Im 18. Jahrhundert war neben Ringkragen, Schärpe, Stock, Degen mit Portepée das Sponton oder Esponton die Waffe bzw. das Offiziersabzeichen des preußischen Infanterieoffiziers. Er wurde während der Regierungszeit König Friedrichs I. (1701 - 1713) eingeführt, löste die Offizierspartisane als Stangenwaffe ab und besaß im Allgemeinen eine breite, zweiseitige Klinge mit Längsgrad und zwischen Blatt und Tülle einen leicht vertikal S-förmig gebogenen Querknebel. Während die Klinge aus Eisen bestand, war der Schaft aus Holz gefertigt, von rundem Querschnitt und mit Farbe angestrichen, wobei der Farbton in der Regel mit dem der Kurzgewehre, Fahnenstangen und oft auch der Gewehre innerhalb eines Regimentes übereinstimmte. Der Schuh bestand aus Messing oder Eisen.

Im unteren Teil der Klinge befanden sich Durchbrüche. Das etwa 180 bis 230 cm lange Sponton hatte als Klingengätzung ein Herrschermonogramm, welches auch als Chiffre bezeichnet wird, sowie im unteren Teil die Regimentsbezeichnung. Die Grundform des Spontons blieb bis zu seiner Abschaffung im Jahre 1807 gleich, lediglich dekorative Einzelheiten, wie Randverzierung und Durchbrüche an der Klinge, Profilierungen der Tülle sowie Farbgebung der Schäfte veränderten sich. Entsprechend dem Regierungswechsel änderte sich die Chiffre auf dem Klingenblatt von **FR** in **FWR**. Übernahm ein neuer Chef das Regiment, so wurde dessen Name als Regimentsbezeichnung auf einem fliegenden Band eingätzt. In Kriegszeiten, bei steigendem Ausfall der Regierungschefs, wurde der Name einfach weggefeilt und die Buchstaben des Namens vom neuen Chef eingeschlagen.

Das Sponton als Zeichen des Infanterieoffiziers

Es wurde nur im militärischen Dienst getragen. Die Handhabung erfolgte nach den im Reglement festgelegten Regeln, und zwar abgestimmt auf die Kommandos für die Mannschaft zur Handhabung des Gewehrs. Die Halte- und Trageweise des Offiziersspontons in der preußischen Armee war wie folgt festgelegt: *„Im Halt wurde das Sponton stets auf den Boden aufgesetzt, im Glied dicht beim rechten Fuß, bei gewinkeltem rechten Arm, Hand in Schulterhöhe; stand der Offizier dagegen frei vor der Front, so stellte er es mit seitlich ausgestrecktem rechten Arm auf den Boden. Im Marsch war es steil in gestrecktem rechten Arm zu tragen, die rechte Hand fasste über den Schuh.“*

Das Sponton konnte als Waffe nur im Nahkampf, nicht während des Feuergefechtes eingesetzt werden. Da sich aber der Degen besser im Nahkampf handhaben ließ, schätzten die meisten Offiziere den Kampfwert nicht sehr hoch ein. Es diente wohl nur noch als eine

Art von Würdezeichen der Offiziere.

Obwohl die Spontons noch zur ordonanzmäßigen Ausstattung der Offiziere gehörten, sind sie bereits 1792 bis 1795 aus den oben genannten Gründen nicht mehr mit ins Feld genommen worden. Ab 1801 wurden sie nur noch zu Paraden und im Garnisonsdienst getragen. Bei der Reorganisation der Armee im Jahre 1808 wurden sie ganz abgeschafft.



▲ Herzog Carl Eugen von Württemberg regierte von 1744 bis 1793.

Einführung des Spontons in Württemberg

Auch in Württemberg wurde im 18. Jahrhundert die Partisane durch das Sponton ersetzt. Wie in Preußen, so war auch hier das Sponton bei den Offizieren nicht sehr beliebt, der Degen wurde bevorzugt, wie aus dem Exerzier-Reglement des Schwäbischen Kreises von 1793 hervorgeht: *„Da es den Offizieren von der Infanterie erlaubt sein sollte, auf dem Marsch und überhaupt während eines Feldzugs sich bei jeder Gelegenheit ihren*

Degen statt der Espontons zu bedienen, so haben sie damit die Handgriffe und Salutirung auf folgende Art zu machen.“

Fast alle heute bekannten und in Sammlungen erhaltenen Exemplare stammen aus der Regierungszeit von Herzog Carl Eugen (1744 - 1793).

Herzog Carl Eugen (geb. 11. Februar 1728), der älteste Sohn Herzog Karl Alexanders, lebte seit dem 16. Dezember 1741 bis zur Vollendung seiner Erziehung in Berlin. Aufgewachsen am Hofe Friedrichs des Großen, hatte er das preußische Militärsystem kennengelernt. Er war auf Betreiben des Königs durch kaiserliches Dekret vom 7. Januar 1744 für volljährig erklärt worden und übernahm als Sechzehnjähriger die Regierung. Während das Militär seither nach österreichischem Vorbild eingerichtet war, ließ der junge Herzog nach seiner Thronbesteigung seine Truppen, Kreistruppen wie Haustruppen, vollständig nach preußischem Muster umwandeln und führte ein dem preußischen nachge-

bildetes Regiment ein. Schon 1746 waren preußische Offiziere und Unteroffiziere ins Land gekommen, um das Exerzitium und Disziplin nach preußischem Muster einzuführen.

So wurde auch das Muster des preußischen Spontons bei den Offizieren eingeführt. Es gibt mehrere bekannte Exemplare aus der Regierungszeit von Herzog Carl Eugen, welche mit verschiedenen Chiffren versehen sind. Es sind zwei verschiedene Herrschermonogramme (Abb. unten) aus dieser Zeit bekannt, und zwar ein **CE** und ein gespiegeltes **CC**. Normalerweise bevorzugte Carl Eugen den Namen **Carl**, weshalb auf allen von ihm ausgegebenen Münzen und auch auf den meisten Blankwaffen und Spontons sein Monogramm als verschlungenes und gespiegeltes **CC** vorhanden ist. Das **CE** hingegen taucht selten auf, es sind nur zwei Spontons mit **CE** unter Krone und den Bezeichnungen **HOHENTWIEL** bzw. **PRINZ LOUIS RE. V. WÜRTEMB.** bekannt (Abb. unten).



▲ Württembergisches Sponton aus der Zeit Carl Eugens mit dem verschlungenen Herrschermonogramm **CE** unter Krone und der Regimentsbezeichnung

Sammlung Klaus Bünemann

Gesamtlänge:	780 mm
Klingenlänge:	240 mm ohne Tülle 360 mm mit Tülle
Länge des Knebels:	110 mm
Länge der Schftfedern:	420 mm
Gewicht:	668 g

Das hier vorgestellte württembergische Sponton aus der Regierungszeit Carl Eugens hat ein zweischneidiges Blatt mit einem Mittelgrad. In den eingezogenen gerundeten unteren Teil des Blattes sind fünf dreieckige und



zwei halbmondförmige Verzierungen eingeschnitten. An dem kurzen profilierten Hals befindet sich ein Gewinde, das in die Tülle eingeschraubt ist. Der aufgeschraubte profilierte runde Knebel ist an den Enden leicht auf- bzw. abgebogen. Die achtkantige Tülle hat drei Querwulste. Von den acht Nägeln, mit welchen die zwei Schaftfedern normalerweise an dem runden Holzschaft befestigt waren, sind nur noch fünf vorhanden, der gesamte Schaft fehlt (Abb. links). Das Blatt ist mit der Chiffre CC unter Krone (für Herzog Carl Eugen von Württemberg) versehen und mit dem Schriftband **LEIB.REGT. V. WÜRTEMBERG.** (Bei dem Leib-Infanterie-Regiment handelt es sich um das 1716 errichtete Infanterie-Regiment Alt Württemberg, das spätere Infanterieregiment Nr. 121) gezeichnet.

Der Zustand, ausgeglüht und leicht verzogen, deutet darauf hin, dass die Waffe im Feuer war, wobei der Holzschaft vollständig verbrannte. Auch die fünf noch vorhandenen und in den Federn fest verbundenen Nägel deuten auf die Wirkung von Feuer hin.

Wo und wie ist wohl das Sponton ins Feuer geraten? Wenn man davon ausgeht, dass das nicht in jüngster Vergangenheit geschehen ist, gibt es zwei Möglichkeiten:

Es ist bei einem Bombenabgriff im Zweiten Weltkrieg geschehen oder es ist ein Exponat des Armeemuseums im Alten Schloss, Stuttgart, welches beim Brand im Jahre 1931 ins Feuer gekommen ist.

Die erste Möglichkeit ist nach näherer Betrachtung nicht sehr wahr-

scheinlich, da die Gebäude nach einem Bombardement meist total zerstört und dem Erdboden gleichgemacht waren. Unter den schweren Schuttmassen wären dann wohl die Schaftfedern abgebrochen oder zumindest stark verbogen worden. Also bleibt noch die zweite Möglichkeit, das Armeemuseum und der Schlossbrand.

Das Königlich Württembergische Landesarmeemuseum im Alten Schlosses in Stuttgart

Am 28. Februar 1899 wurde das Landesarmeemuseum durch König Wilhelm II. im Beisein der in Stuttgart anwesenden angehörigen Mitglieder des königlichen Hauses sowie Offiziere des Kriegsministeriums und sonstiger höherer Offiziere eröffnet.

Untergebracht war es im Alten Schloss in der Dürnitz, einer ehemaligen Turnierhalle und weiteren Räumen oberhalb des Saales. Die Exponate stammten aus dem



▲ Auf beiden Seiten die Regimentsbezeichnung: **LEIB.REGT. V. WÜRTEMBERG.**

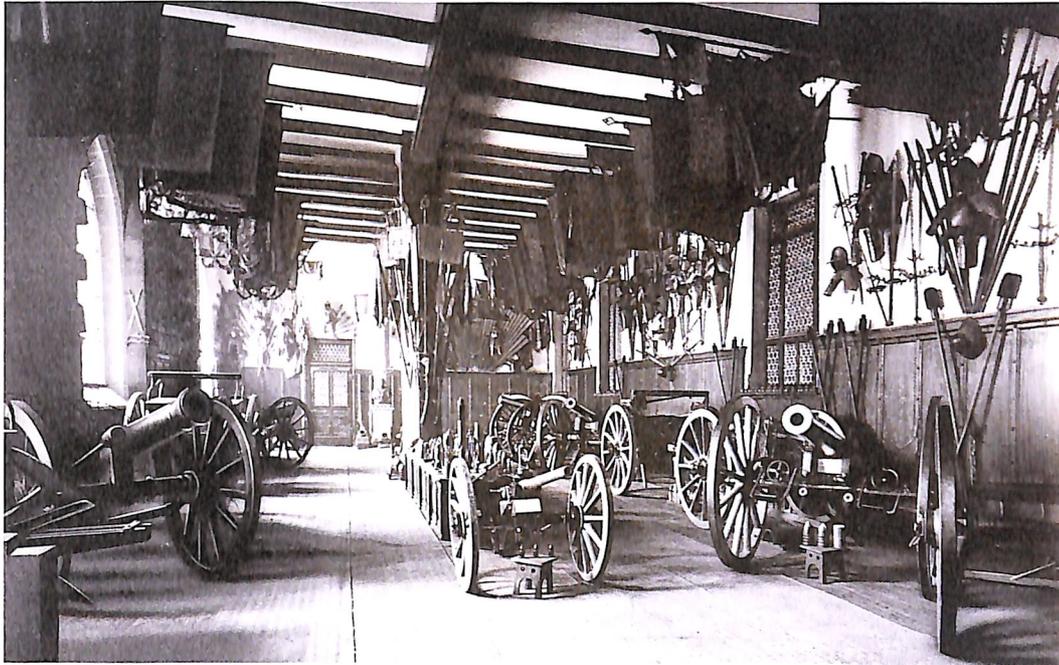


▲ Das Siegel der Hohen Carlsschule zeigt einen Wappenschild mit dem Monogramm Herzog Carl Eugens.

Württembergisches Landesmuseum

Arsenal in Ludwigsburg sowie aus vielen privaten Spenden und aus Offiziersnachlässen.

Gezeigt wurden zum Beispiel: Rüstungen, Blankwaffen, Stangenwaffen, Handfeuerwaffen, Geschütze, Fahnen und Standarten, Uniformen, Modellen von Heeresgerät jeder Art aus allen Zeiten und die Kriegsbeute von



◀ Die Aufnahme von 1901 zeigt das Armeemuseum in der Dürnitz im Alten Schloss; an den Wänden Blank- und Stangenwaffen.

Ansichtskarte einer Postkartenserie vom Schlossbrand



1870/71. In der Dürnitz selbst waren württembergische Geschütze und Geschützrohre aus der Zeit von 1830 bis 1873 und erbeutete französische Geschütze aus dem Krieg 1870/71 ausgestellt. Die Wände waren mit Fahnen, Rüstungen, Blank- und Stangenwaffen dekoriert, unter diesen auch Spontons aus der Zeit Carl Eugens.

Die Teilung des Landesarmeemuseums 1911

1911 mussten im Alten Schloss einige Räume abgegeben werden, um darin die Königliche Porzellansammlung und die Königliche Gewehrsammlung aufzustellen. Ein Teil des Armeemuseums wurde nun in der Neckarstraße 8 untergebracht. Im Laufe des Jahres 1917 wurde das Museum geschlossen.

Die Revolution nach dem Ersten Weltkrieg, ausgelöst durch meuternde Matrosen in Kiel im November 1918, erreichte auch Württemberg. Am 9. November 1918 geriet eine Massendemonstration in Stuttgart zum revolutionären Aufstand, der dennoch relativ friedlich verlief. König Wilhelm II. von Württemberg dankte ab und in Württemberg wurde ebenfalls die Republik ausgerufen. Im Zuge dieser Ereignisse drangen Militärpersonen in das Museum ein und entwendeten Pistolen und Revolver. Auch aus der Dürnitz sind im Frühjahr 1919 einige Stücke abhandengekommen. Während der 20er-Jahre waren die Bestände in verschiedenen Depots magaziniert.

Im Mai 1928 wurde auf Anregung des württembergischen Offiziersbundes über eine Wiedereröffnung des Armeemuseums nachgedacht. Da im Alten Schloss keine Unterbringung möglich war, wurde von der Finanzverwaltung eine Fläche von 550 m² im neuen Residenzschloss zur Verfügung gestellt. Ab 1931 wurden die Sammlungen als Heeresmuseum dem Schlossmuseum angegliedert und 1932 zur Besichtigung freigegeben. Ein Teil der Bestände des Armeemuseums war auch weiterhin in der Dürnitz des Alten Schlosses untergebracht.



Brand des Alten Schlosses in Stuttgart am 21. Dezember 1931

Stuttgart - *Riesenbrand im Alten Schloss* titelte die Württemberger Zeitung am 22. Dezember des Jahres 1931.

►
Ansichtskarte mit dem
Alten Schloss nach dem
Bombenangriff im
Zweiten Weltkrieg



Am 21. Dezember 1931 gegen halb neun Uhr morgens bemerkten einige Polizisten in ihren Dienststuben Rauch. Als die Einsatzkräfte anrückten, konnten sie von außen keine Rauchentwicklung sehen. Doch beim Erkundungsgang schlugen ihnen im dritten Stock aus den Zwischendecken, die zur Dämmung mit Getreidespreu gefüllt waren, schon die Flammen entgegen. Es entwickelte sich rasend schnell ein Großbrand, welcher einer der schwierigsten Einsätze seit Gründung der Berufsfeuerwehr in Stuttgart war. Eine weißlich-gelbe Rauchwolke war über der Innenstadt zu sehen, vor dem Schloss hatte sich eine riesige Menschentraube angesammelt, die trotz der Kälte draußen stundenlang ausharrten.

Die Evakuierung der Sammlungen durch die Feuerwehr und Polizeikräfte wurde durch gefrorenes Löschwasser erschwert.

Das kulturhistorische Material aus der Dürnitz konnte nur zum Teil herausgeschafft werden.

Bestände des Armeemuseums standen in Flammen. Nach ca. 60 Stunden hatte man das Feuer unter Kontrolle. Es dauerte aber insgesamt acht Tage, bis die Löscharbeiten eingestellt werden konnten.

Schon früh entdeckten findige Fotografen eine Einnahmequelle. Sie produzierten während der Löscharbeiten am Stuttgarter Alten Schloss Postkartenserien, die sie den aus ganz Württemberg herbeigeeilten Schaulustigen verkauften. Bei dem Brand wurden drei Feuerwehrleute getötet, zwanzig erlitten eine Rauchgasvergiftung. Außerdem gab es zwei Schwer- und sechzig Leichtverletzte.

Noch im Januar 1932 wurde damit begonnen, Geld für den Wiederaufbau zu sammeln. Die Restauration war noch nicht abgeschlossen, als das Schloss im Zweiten Weltkrieg 1944 durch Bombenangriffe erneut zerstört wurde. Während dieses Weltkriegs wurden die Bestände des Heeresmuseums ausgelagert. Ein Teil befindet sich heute im Wehrgeschichtlichen Museum in Rastatt.

Fazit

Bei der Evakuierung während des Brandes war es wohl nicht möglich die an den Wänden der Dürnitz befestigten Exponate vollständig zu bergen. Teile der Dekoration, besonders die brennbaren Bestandteile der Fahnen und Stangenwaffen, waren so dem Feuer ausgesetzt. Die verbrannten bzw. verglühten Überreste wurden erst nach dem Brand bei den Aufräumarbeiten eingesammelt. Wahrscheinlich wurden dabei auch von dem einen oder anderen Helfer ausgebrannte Teile als Souvenirs erbeutet. So ist es wohl auch mit dem hier beschriebenen Teil geschehen.

Literatur:

- Baum, Hanns, Das Alte Schloss zu Stuttgart. Seine Geschichte und die Zerstörung des ältesten Teils durch Großfeuer in der Weihnachtswoche des Jahres 1931, Stuttgart, 1932
- Exercir-Reglement für die Infanterie- und Kavallerie-Regimenter der Fürsten und Stände des löbl. Schwäbischen Kreises, Stuttgart, 1793
- Württembergischer Geschichts- und Altertumsverein, Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit, Erster Band, Esslingen, 1907
- Pfister, A., Denkwürdigkeiten aus der württembergischen Kriegsgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts im Anschluss an die Geschichte des 8. Infanterieregiments, Stuttgart, 1868
- Stadlinger, Geschichte des Württembergischen Kriegswesen, Stuttgart, 1856
- Wannenwetsch, Walter, Das ehemalige Württembergische Landesarmeemuseum und spätere Heeresmuseum Stuttgart in Der Bote aus dem Wehrgeschichtlichen Museum Nr. 12 und Nr. 13

Vom Böllern

Text und Fotos: Manfred P. Schulze

Der Ehrenschat, so heißt es im Protokoll der Bundesrepublik Deutschland wird immer dann vollzogen, wenn Präsidenten oder Königliche Hoheiten Deutschland in offizieller Mission besuchen. Neben der Abnahme der Ehrenformation der drei Teilstreitkräfte und dem Grüßen der Landesfahne ist das eine der wenigen alten Traditionen, die die Bundeswehr übernommen hat.

Salutschüsse wurden und werden in der Regel aus Feldkanonen mit Manöverkartuschen bei feierlichen Gelegenheiten als besondere Ehrenbezeugung abgegeben. Bei Geburtstagen regierender Fürsten und Königen, bei der Geburt von Prinzen u.s.w. In der früheren Zeit wurde bei offiziellen Reisen regierender Fürsten, Prinzen und von hohen Generalen beim Passieren von Festungen und Städten von den Wällen Salut geschossen, wobei die Anzahl der Schüsse je nach Stand und Rang verschieden war. Für Kaiser und Könige waren 33 Schüsse vorgeschrieben, für den Kronprinzen und auswärtige Prinzen 21 oder 12, für Feldmarschälle 9. In der neuen Zeit sind für deutsche Staatsgäste 21 Schuss Salut üblich.

Bei Trauerparaden wurden aus jedem bei der Parade befindlichen Geschütz 3 Schüsse abgegeben, während die Infanterie 3 Salven abzugeben hatte.

Das Salut-Reglement der Kaiserlichen Marine bestimmte, jeder gefeuerte Salut sei mit ebenso vielen Schüssen zu erwidern, ausgenommen waren Salute vor dem Landesherrn und vor dem eigenen Befehlshaber (Admiral).

Böllern für Gott und die Welt

Schon immer war es die Aufgabe der Büchsenmeister und Feuerwerker, in Kriegszeiten das grobe Zeug (Geschütz) zu bedienen. In Friedenszeiten bestand ihre Tätigkeit darin, für die Unterhaltung ihrer jeweiligen Auftraggeber zu sorgen. Das Gestalten von prächtigen Feuerwerken war dabei ihre Hauptaufgabe. Nur reiche Städte und die Landesherrn selbst verfügten über die Mittel, einen teuren Artilleriepark zu unterhalten, in dem sich auch spezielle Feuerwerksböller befanden. Die von den Städten oder dem Landesherrn besoldeten Feuerwerker- oder Büchsenmeister waren die Spezialisten, die das nötige Wissen und die Kenntnisse mitbrachten, welche zum Gelingen eindrucksvoller und aufwendiger Feuerwerke erforderlich war. Sie waren in keiner Zunft organisiert, sondern gaben ihre Berufsgeheimnisse nur innerhalb eines von ihnen ausgesuchten Zirkels von Eingeweihten weiter. Vom 16. bis ins 18. Jahrhundert, als die Feuerwerkskunst an allen europäischen Höfen weite Verbreitung fand, traten sie oft als Verfasser von Feuerwerkstraktaten hervor. So konnten sie von ihrem Wissen auch kommerziell profitieren.

Da Kriege und Konflikte zwischen den Städten oder Ländern doch recht selten waren, bestand die Hauptaufga-

be der fest angestellten Feuerwerker in der Ausgestaltung von themenbezogenen Feuerwerken. Die Könige, Fürsten und Städte als Auftraggeber versuchten sich dabei gegenseitig zu übertreffen. Mit immer noch glanzvolleren Feuerwerkspektakeln sollten die Vorgänger übertroffen und das Publikum beeindruckt werden.

Im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg hat sich ein seltenes Zeugnis eines solchen Lustfeuerwerks erhalten. Der berühmte deutsche Büchsenmeister und Festungsbau-Architekt Joseph Furttentbach aus Ulm hat im Jahre 1645 in einem Gemälde ein Feuerwerk festgehalten, das der Büchsenmeister und Feuerwerker Johann Khonn am 26. August 1644 anlässlich seiner Rangerhöhung zum Oberfeuerwerker vor den Toren der Stadt Nürnberg in seinem Garten auf dem Wörd abbrannte. Furttentbach diente hier wahrscheinlich als Gutachter, der zusammen mit dem Nürnberger Bürger Hans Ertlin und dem Konstabler Josef Kallert dem Feuerwerker Khonn zur Hand gingen. Initiator und Veranstalter dieses großartigen Feuerwerkspektakels in der Reichsstadt war aber vermutlich Furttentbach, der danach auch das Gemälde zu seinem eigenen Nachruf anfertigte.

In dem von Joseph Furttentbach geschaffenen Gemälde wird exemplarisch dargestellt, mit welchem Aufwand die höfischen Lustfeuerwerke betrieben wurden.

Dargestellt sind neben den typischen Gerätschaften der Artillerie, wie Geschützaufsätze, Richtgeräte, Kanonen, Mörser und Luntentstöcke, auch die Personen, die das Spektakel erst möglich machten. Im oberen Teil des Bildes hat der Maler 14 Figuren abgebildet, die die Wissenschaften symbolisieren, die ein Büchsenmeister der Zeit zur Ausübung seiner Tätigkeit beherrschen musste. Während die Gehilfen mit ihren Luntentstöcken die einzelnen Feuerwerke nach der Regie des Meisters anbrennen geht der Meister selber mit einer Laterne und kontrolliert alle Luntent auf ihren richtigen Sitz. Abgebildet ist auch der zehnjährige Sohn des Meisters Furttentbach, der sich mit einem Schild vor dem Funkenflugschützt. Neben einer Vielzahl von Raketenstöcken sind auch Sonnen, Kometen und im Zentrum ein besonders großer Vulkan zu erkennen. Auf dem Boden stehen eine Anzahl von Böllern, die nur beim Feuerwerk eingesetzt werden, sowie auch hängende Mörser der Kriegsfeuerwerkerei.

Furttentbachs Gemälde ist eine Momentaufnahme eines höfischen Feuerwerkes um 1645 (Abb. rechte Seite).

Ein weiteres Zeugnis der Nürnberger Feuerwerkskunst zeigt das Kaiserburg-Museum in Nürnberg: einen im Jahr 1714 von dem Nürnberger Gießer Johann Georg Romstock aus Bronze gegossener Feuerwerksmörser mit dem Stadtwappen der Reichsstadt, der mit Sicherheit bei vielen Feierlichkeiten und Kaiserbesuchen zum Abschießen von Feuerwerk Verwendung fand.



▲ Gemälde von Joseph Furttner, * 30. Dezember 1591 in Leutkirch, † 17. Januar 1667 in Ulm

In Preußen unterschied man lange Zeit nicht zwischen der Ernstfeuerwerkerei (Kriegsfeuerwerkerei) und der Lustfeuerwerkerei. Beide Zweige wurden auf der Artillerie- und in der Feuerwerkerschule gleichrangig unterrichtet. Die Lustfeuerwerkerei war stets ein integraler Bestandteil der kurbrandenburgischen-preußischen Feuerwerkerei. Jeder preußische Feuerwerker musste ein Feuerwerk mit all seinen Gestaltungselementen abbrennen können. Auch für das Salutschießen, das Böllern, war er verantwortlich.

Während der Befreiungskriege war die Lustfeuerwerkerei in Preußen jedoch nicht mehr ausgeübt worden. Deshalb sprach sich das Offizierskorps der Artillerie in

der Mehrzahl für die Abschaffung der Lustfeuerwerkerei aus. Damit aber in Zukunft bei festlichen Gelegenheiten auch weiterhin ein Feuerwerk gezeigt werden konnte und die Kenntnisse dazu nicht verloren gingen, wurde dem *Geheimen Raketen-Laboratorium* in Spandau der Betriebszweig der preußischen Lustfeuerwerkerei hinzugefügt. Mit der Bildung einer *Feuerwerks-Kompanie* wurden alle Feuerwerke der Berliner Residenz von Spandauer Feuerwerkern gestaltet.

Dr. Moritz Meyer, Hauptmann beim Kriegs-Ministerium schrieb dazu:

„Die Feuerwerkerei, insoweit sie nicht unmittelbar zur Militärtechnik gehört, ist fast der am meisten hinter der



▲ Die Feuerwerkskunst aus dem Jahr 1714 von dem Nürnberger Gießer Johann Georg Romstock; ein aus Bronze gegossener Feuerwerksmörser mit dem Stadtwappen der Reichsstadt

Kaiserburg-Museum, Nürnberg

Wissenschaft zurückgebliebene Zweig und da sie in der neuesten Zeit nicht mehr vermochte als vor Jahrhunderten, da ihre Leistungen in ihrem Einerlei ermüdeten und sie nicht wie andere Künste beständig neue Erscheinungen bot, wurde sie mehr und mehr vergessen um so mehr da ein kultivieren derselben sich kostbar, mühsam und meistens undankbar zeigte. Sie ist nie über eine Sphäre hinausgekommen und doch könnte sie schon in dieser, als die sogenannte Lustfeuerwerkerei, unendlich viel leisten. Wir haben in Deutschland, selbst in Wien, wo doch noch zuweilen die Feuerwerke des Praters die schaulustige Menge anziehen kaum einen Begriff von dem, was diese Kunst vermag und nur die Abende im Vauxhall in London und die Feuerwerke in Rom an dem Oster- und Petri- Paulstage mit ihrer Girandola, vermögen einen entfernten Abglanz von dem zu geben, was die Feuerwerkerei unter Ludwig XIV. und XV. in Frankreich leistete ...“

Die Böller

Für die höfischen Feste standen aus Bronze gegossene spezielle Feuerwerksmörser in den Arsenalen der Städte und Landesherren. Sie stammten aus den bekannten Stückgießereien und waren aufwendig mit den Initialen der jeweiligen Besitzer oder dem Stadtwappen gestaltet.

Die Mörser, die ausschließlich zur Feuerwerkerei dienten, waren ca. fünf Kaliber lang und in der Regel aus Geschützbronze gefertigt, da sie den gleichen Bedingungen unterlagen wie die Mörser für Kriegszwecke. Aus ihnen konnten mit kleinen Treibladungen großkalibrige Feuerwerksbomben in große Höhen geworfen werden. Ihre Länge von 5 Kalibern war erforderlich, um den daraus abgeschossenen Feuerwerkskörpern eine stabile Flugbahn zu geben.

Zum reinen Böllern dienten senkrecht oder unter kleinem Winkel stehende kurze Mörserrohre, die selten über drei Kaliber lang waren. Sie wurden in der Regel



◀ Feuerwerksmörser
Großmeisterpalast
Malta

nur zum Lärm erzeugen benutzt oder sollten als Signalgeber auf Gefahren aufmerksam machen. In früheren Zeiten hofften die Abergläubigen, mit Hilfe von Böllern die bösen Geister zu vertreiben.

In der Brauchtumpflege sind die kleinen eisernen Mörser noch heute im Einsatz. Bei Volksfesten und Prozessionen, vor dem Verlesen von Bekanntmachungen, bei Beerdigungen und Stadtfesten gehören Böller zum festen Bestandteil dieser Veranstaltungen.

Im alpenländischen Raum sind Böller oft zur Beeinflussung des Wetters verwendet worden. Aufgestellt an exponierten Stellen in den Bergen sollten mit Hilfe ihrer Schallwellen schwere Gewitterwolken früher abregnen und so der Hagelschlag in den Feldern verhindert werden.

Die einfachen Böller wurden meistens aus Eisen gegossen und hatten die unterschiedlichsten Kaliber, in der Regel aber nicht über 7 oder 8 cm. Sie sind heute noch in vielen Sammlungen zu finden.

Böllern gehört zur Tradition und eine große Anzahl von Böllerschützen-Vereinigungen hält diese Tradition noch heute in Deutschland aufrecht.



◀
Handmörser

Bayerisches
Nationalmuseum
München

▶
Sammlung verschiedener Handmörser

Bayerisches Nationalmuseum
München



▲
Regenhauben für Mörser

Zeughaus Graz



▲
Einfache Böller

Dreiecklandmuseum Heitersheim

Literatur:

- Simienowicz, Casimir, Ausführliche Beschreibung der großen Feuerwerks- oder Artillerie-Kunst, Frankfurt a. M., 1676; Das sechste Buch, S. 85
- Saint Remy, M. Surirey de, Memoires d'Artillerie, Paris, 1745, 3 Bände
- Meyer, Dr. Moritz, Die Feuerwerkerei in ihrer Anwendung auf Kunst, Wissenschaft und Gewerbe, Leipzig, 1833
- Felberhauer, Franz, Die Feyer Böller der Fürsten Esterházy auf Burg Forchtenstein, Zeitschrift für Waffen- und Kostümkunde, Heft 1, 2015
- Sievernich, Gereon, Das Buch der Feuerwerkskunst, Nördlingen, 1987
- Willer, Johannes, Kaiserburg-Museum des Germanischen Nationalmuseums, Führer durch die Schausammlung, Nürnberg, 2001
- Hassenstein, Wilhelm, Das Feuerwerkbuch von 1420, München, 1941
- Schoen, Erich, Geschichte des Deutschen Feuerwerkswesens der Armee und Marine mit Einschluß des Zeugwesens, Berlin, 1936
- Schulze, Manfred P., Feuerwerkslaboratorium und Pulverfabrik, Militärstadt Spandau Zentrum der preußischen Waffenproduktion von 1722 bis 1918, Berlin, 1998
- Niemann, August, Militär-Handlexikon, Stuttgart, 1877
- Das Wiener Bürgerliche Zeughaus, Rüstungen und Waffen aus fünf Jahrhunderten, Wien, 1977

Ergänzung/Berichtigung

zu dem Artikel: Die Mitrailleuse von Roman Gronský

Weiterführende Recherchen und durch Übersetzung entstandene Abweichungen machen eine Ergänzung und Berichtigungen erforderlich.

Seite 10	Treffender als Salvenkanone ist der Begriff <i>mehrläufige Kanone mit einem Laufbündel</i> .
Seite 13	Auf der oberen Abb. fehlt an der Kammer die seitliche schussauslösende Kurbel; auf der unteren Abb. ist die Verschlusskurbel zu sehen.
Seite 14	Bei dem Maschinengewehr M-16 handelt es sich um das der US-Armee.
Seite 16	Der Einsatz der Mitrailleuse durch das mexikanische Militär erfolgte nicht im September 1926, sondern im September 1927; der Einsatz von Erstickungsmitteln E1 Universal erfolgte am 5. Oktober 1927.

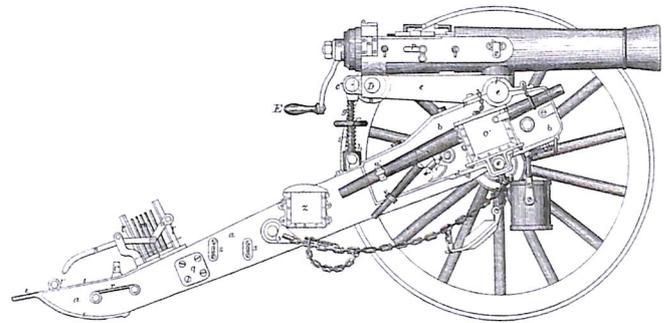
Parallel zu den Versuchen mit Gatlings Konstruktionen wurden auch durch das Technische Militärkomitee der österreichisch-ungarischen k.-u.-k.-Armee Versuche mit der Mitrailleuse vorgenommen.

Bereits 1867 wurden auch Versuche mit dem System Christophe-Montigny in der Version mit 37 Läufen im Kaliber 11 mm und im Oktober 1868 im Kaliber 14 mm durchgeführt.

Im Jahre 1874 wurden 20 Abteilungen der k.-u.-k.-Landwehr 80 Mitrailleur des Systems Christophe-Montigny im Kaliber 11 mm mit Feldlafetten zugewiesen.

Als weitere Literatur wurde verwendet:

- M. Christian Ortner, Die österreichisch-ungarische Artillerie von 1867 bis 1918, Verlag Militaria Wien, 2007, S. 134 - 138



HERMANN HISTORICA
International Auctions

NÄCHSTE AUKTION:

Schusswaffen des
19. & 20. Jahrhunderts

Große Auswahl an Sport-, Jagd-, Ordonnanz- und Sammlerwaffen aus aller Welt!

28. Mai 2021

PRÄSENZAUKTION

Weitere Informationen unter: www.hermann-historica.com

Hermann Historica GmbH | Bretonischer Ring 3 | 85630 Grasbrunn / München | contact@hermann-historica.com



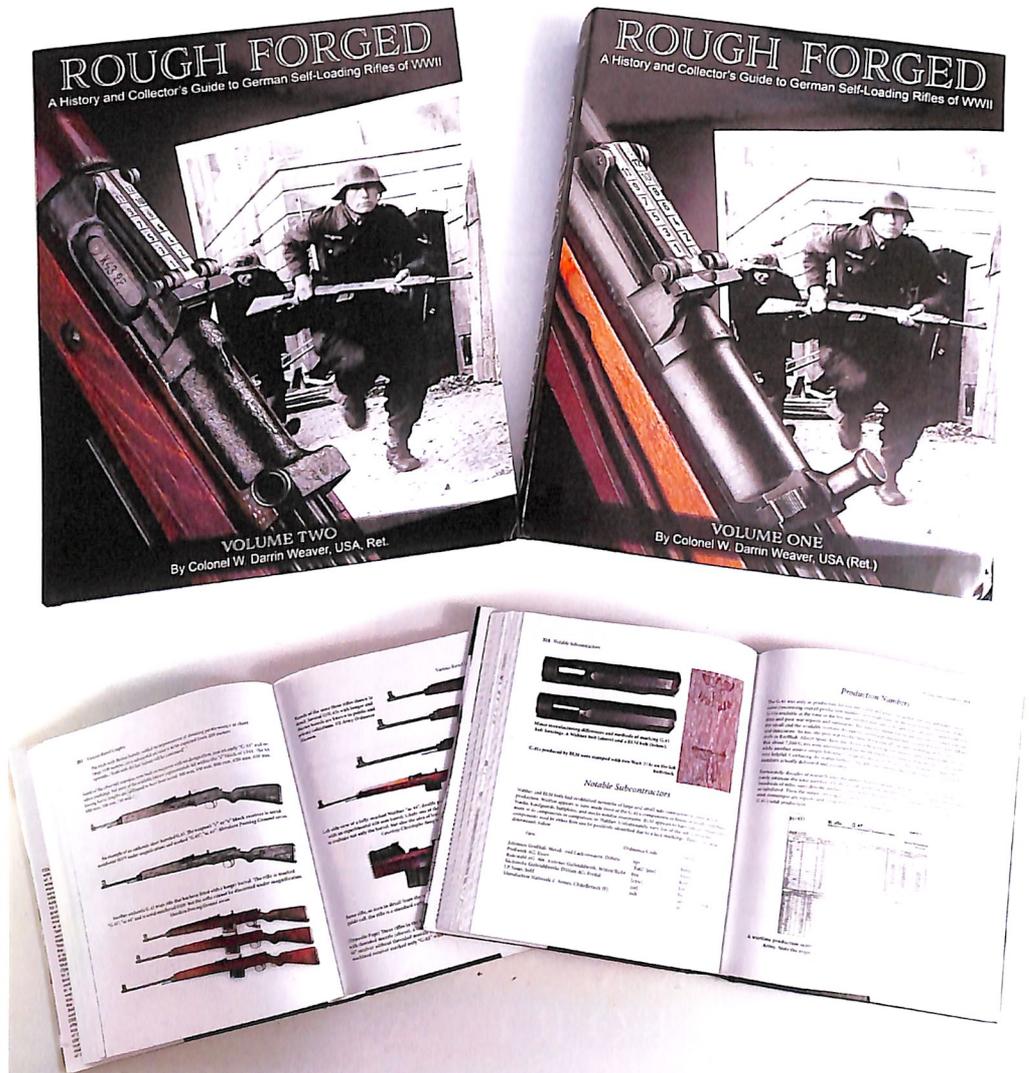
Neuerscheinung/Buchbesprechung

Darrin Weaver

Rough Forged – A History and Collector's Guide to German Self-Loading Rifles of WW II

Front Sight Post Publishing (USA),
2020, 877 Seiten, 1300 SW- und
Farbabbildungen, zwei Hardcover-
Bände (23 cm x 30,5 cm) im
Schuber,
149,00 Euro
(ISBN: 978-1-7342359-0-6)

In Deutschland erhältlich im DWJ-
Verlag oder direkt bei Front Sight
Publishing
(<https://www.frontsightpostpublishing.com>)



Wer sich mit den Gewehr 41, 43 und dem Karabiner 43 und der Entwicklungsgeschichte deutscher Selbstladegewehre bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs beschäftigt, der sollte sich das doppelbändige Geschichts- und

Sammlerbuch „Rough Forged“ von Darrin Weaver zulegen. Es ist der erheblich erweiterte Nachfolger seines im Jahr 2001 bei Collector Grade Publishing erschienenen Buches „Hitlers Garands“.

Die englischsprachige Neuauflage, die nun mehr als den doppelten Umfang des Vorläufers hat, wurde schon lange erwartet, denn „Hitlers Garands“ ist seit einiger Zeit vergriffen. Auf die Neuauflage musste jedoch lange gewartet werden, denn Weaver und der Verleger von Collector Grade Publishing hatten unterschiedliche Auffassungen zu einer Neuauflage. Also entschloss sich Weaver, die Neuauflage in Eigenregie herauszugeben. Die knapp 20 Jahre, die zwischen der Erstauflage und der nun erschienenen Version liegen, nutzte der Autor, um weitere Details zu den Selbstladegewehr-Entwicklungen zusammenzutragen und in gewohnt gründlicher Weise für den Leser aufzubereiten.

Das Buch wird von Front Sight Post Publishing aus den USA verlegt und präsentiert die Informationen auf eine gut nachvollziehbare Art und Weise. Inhaltlich beginnt Weaver mit der Entstehungsgeschichte und den Entwicklungsphasen deutscher Selbstladegewehre bis hin zu deren Serienreife. Dabei beginnt er im späten 19. Jahrhundert, führt über die Zeit vom Ersten Weltkrieg, die Zeit zwischen den Weltkriegen bis zum Zweiten Weltkrieg. Sein Hauptaugenmerk richtet er dabei auf die Gewehre 41, 43 sowie den Karabiner 43. In „Rough Forged“ beleuchtet er zudem viele Details zu Optiken und Zubehör. Der Autor widmet sich im Werk auch ausführlich den Themen Codierungen/Stempelungen, den Unterschieden der verschiedenen Fertigungslose und dem Zubehör. Ferner geht er auf die Entwicklungsgeschichte des Zielfernrohrs ZF4 ein.

Was nun druckfrisch in zwei Bänden vorliegt, ist wirklich eine großartige Erzählung der Entwicklungsgeschichte deutscher Selbstladegewehre – ein absolutes Must-have für den Sammler und Ordonanzgewehrschützen.

Alexander Geckeler